


25. Heft | 14. Dezember 1915

HUGO POETZSCH · DIE KONSEQUENZ DES REFORMISMUS

 LS die deutsche Sozialdemokratie am 4. August 1914 der Welt dokumentierte, daß ihr Geschick untrennbar mit dem der deutschen Nation verbunden sei, und daß sie selber sich als einen Teil des Staates betrachte, da hat sie als Gesamtheit praktisch die Konsequenzen aus der reformistischen Auffassung des gesellschaftlichen Seins gezogen, die sie vorher anderthalb Jahrzehnte hindurch theoretisch in ihren Beschlüssen und offiziellen Äußerungen bekämpft hatte (wenn gleich sie in ihrer Kleinarbeit sie schon lange mehr oder weniger zu betätigen genötigt war). Einige der früher *radikalen* Wortführer, die unter dem Zwang des weltgeschichtlichen Geschehens ihre neue Stellung eingenommen hatten, haben freilich später sich dagegen verwahrt, daß diese nun auch den Zwang zum Reformismus im allgemeinen bedeute. Indessen hätten sie schon durch den Augenschein eines Bessern belehrt sein können. In der Tat bedeutet die Politik des 4. August 1914 nichts als die Betätigung der reformistischen Denkweise in größtem Stil, entsprechend der Größe der Ereignisse und desjenigen, was für das deutsche Volk und die deutsche Arbeiterklasse auf dem Spiel stand. Das braucht den Lesern hier nicht mehr gesagt zu werden: Die Haltung, die in den Sozialistischen Monatsheften nach Kriegsausbruch eingenommen wurde, unterscheidet sich ihrem Geist nach in nichts von derjenigen, die auch alle die Jahre vorher hier mit bewußter Konsequenz innegehalten war. Hier bedurfte es keines Umlernens, die Richtung blieb ja die gleiche.¹⁾

Allerdings können jene *Radikalen*, die nicht zugeben wollen, daß ihr Gesichtskreis sich nunmehr erweitert hat und sie zu dem gekommen sind, was sie früher als falsch verurteilt hatten, sich äußerlich darauf berufen, daß auch einige wenige Parteigenossen, die bis zum Krieg in den Reihen der Reformisten standen, sich nunmehr in der Stellungnahme zu den Kriegsfragen von diesen geschieden haben. Diese Tatsache spricht indessen nur gegen die Konsequenz jener Genossen, nicht gegen die des Reformismus. Wenn eine überspannte Anglophilie nach Gründen suchen mußte die Schuld Englands an der Entstehung des Krieges zu verkleinern oder womöglich zu leugnen, so mußte eine solche, den Tatsachen widersprechende Auffassung aller-

¹⁾ Siehe auch Müller Kriegs erfahrungen und Parteigrundsätze, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 1095 ff

dings dann auch zu einer negativen Stellung den Erfordernissen der nationalen Selbstbehauptung gegenüber führen, und dies hatte dann eine immer weiter gehende, den Betreffenden selber nicht bewußte und von ihnen zum Teil sogar energisch bestrittene Abkehr von den Voraussetzungen reformistischer Politik zur Folge. Diese, auf falschen Voraussetzungen beruhende Stellungnahme in einem einzelnen (freilich dem denkbar bedeutendsten) Fall kann aber die Anschauungsweise als solche, von der hier eben abgewichen wurde, nicht berühren. In Wirklichkeit paßt ihre Auffassung auch nach ihrem eigenen Empfinden nicht in den Rahmen des Systems, das sie im übrigen doch noch weiter auszubauen bestrebt sind. Es werden daher ideologische Momente herangezogen, um eines mit dem andern zu versöhnen. Nun sind wir Reformisten wirklich die letzten, die eine ideale Denkweise ablehnen oder auch nur entbehren können. Doch bauen wir auf festem realen Grund und leisten Verzicht auf doktrinaire Schlagworte.

Der Reformismus will die Menschheit zu hohen idealen Zielen emporführen. Aber er wartet nicht mit verschränkten Armen des Augenblicks, da der große Sprung gemacht werden kann, sondern arbeitet unablässig an der Annäherung an dies Ziel, Schritt für Schritt. Der konservative *Radikalismus* ist das Wort, der progressive Reformismus ist die Tat. In ihrem Handeln hat sich die deutsche Sozialdemokratie mehr und mehr vom *Radikalismus* befreit. Von dem Streit um die Beteiligung an den Reichstagswahlen bis zu dem um die Mitarbeit in Preußen haben die politischen Abstinenten Rückzug um Rückzug antreten müssen. In den Stadt- und Gemeindevertretungen, den Kreis- und Provinziallandtagen wirken Tausende braver, auch *radikaler* Genossen zum Besten ihrer Klassengenossen. Allerdings kommt nebenher auch die tönende Phrase noch immer zum Vorschein. Zumal der Weg der Reformen ein dornenvoller Weg ist und dem Gegner langsam und unter großen Mühen Stück um Stück abgetrotzt werden muß. Denen, die mittendrin stehen, fehlt begreiflicherweise vielfach das rechte Augenmaß für das geschichtliche Werden. Das Erreichte erscheint so gering, und für die Außenstehenden, die große Masse, die immer geneigt ist das *Reförmchen* an dem *Endziel* abzuschätzen, erscheint es noch geringer. Da bedarf es keines bedeutenden Geschicks von *radikaler* Seite, um den Massen die Reformarbeit zu verekeln. Ist es nicht besser aufs Ganze zu gehen, das große katastrophale Ereignis abzuwarten? Dabei soll nicht etwa behauptet werden, die *Radikalen* seien Gegner aller Reformen; aber sie suchen doch Arbeiterschutz, Sozialversicherung usw. als minderwertige Palliativmitteln möglichst herabzusetzen.

Allerdings, es ist noch ein weiter, weiter Weg bis zum Sozialismus. Aber wie viel auch in der Zukunft noch zu tun sein mag, es kann doch nicht bestritten werden, daß die deutsche Arbeiterklasse im letzten Vierteljahrhundert einen glänzenden Aufstieg genommen hat. Schon aus diesem Grund allein hatte sie alle Ursache sich im August 1914 zur nationalen Verteidigung anders zu stellen als im Jahr 1870. Damals lag der deutsche Bruderkrieg erst wenige Jahre zurück, der Partikularismus war noch recht stark, und die Abneigung gegen Preußen weitverbreitet. Die Sozialdemokratie war nur eine kleine Sekte (während sie heute zur stärksten Partei im Reich geworden ist und deshalb eine ganz andere Verantwortung gegenüber dem gemeinsamen Land und Volk zu tragen hat). Trotzdem hat sie auch damals

bei Kriegsausbruch die Kredite nicht abgelehnt. Der Krieg von 1870 hat das Reich geschaffen. Im Feuer der Wahlkämpfe, die auf Grund des allgemeinen Wahlrechts geführt wurden, wuchs und stählte sich der Reichsgedanke. Das öffentliche Leben, das bis dahin in Deutschland kaum die oberen Schichten berührt hatte, umfaßt heute, vor allem auch durch das Wirken der Sozialdemokratie, die gesamte Nation. Im Kampf der Parteien und Klassen um ihren Anteil am politischen Einfluß wurde die gemeinsame Kultur gewonnen. Der vielgeschmähte Klassenkampf zwingt die Arbeiter zur Beteiligung an der Politik. Um so mehr, wenn sie ihr Heil nicht von einer kommenden *großen Katastrophe* erwarten. Außer dem allgemeinen Wahlrecht, dem besten Instrument des Klassenkampfes, ist dem deutschen Arbeiter nichts mühelos in den Schoß gefallen. Um jede kleine Reform, um jeden Fortschritt auf politischem und sozialem Gebiet hat er ringen müssen. Immer größere Massen mußten darum in den Kampf gebracht, immer weiter mußte das Agitationsgebiet ausgedehnt werden. Alles konnte nur im *nationalen* Rahmen durchgesetzt werden. Ganz gering sind die gesetzgeberischen Maßnahmen, die auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes auf breiterer internationaler Grundlage bisher geschaffen werden konnten. Die sozialdemokratische Partei hat selbst in ihrer Organisation den Reichsgedanken am gründlichsten durchgeführt, sie ist in diesem Sinn die deutscheste der Parteien. Für partikularistische Strömungen ist in ihr wenig Raum. Eine bayrische, badische usw. Sozialdemokratie gibt es nur darum, weil es bundesstaatliche Parlamente und Landesgesetze gibt. Die gelegentlichen Differenzen über die Taktik haben ihre hauptsächlichste Ursache in der politischen Verschiedenheit der Bundesstaaten. Wird erst in allen Einzelstaaten, namentlich in Preußen, die Anteilnahme der Sozialdemokratie am politischen Leben größer, so werden auch diese Differenzen geringer werden. Der politische Kampf wirkt nationalisierend.

Die Mitarbeit der deutschen Arbeiterklasse, dieser breitesten, politisch beweglichsten Klasse, am Aufbau des neuen Deutschlands ist nicht mehr zu entbehren. Nach den Erklärungen ihrer maßgebenden Vertreter ist bei der Regierung auch der Wille vorhanden die Arbeiter in stärkerem Maß heranzuziehen und ihnen größere Freiheiten zu schaffen. So sagte der Reichskanzler am Schluß eines Schreibens an den Professor Dr. Kahl, der ihm die Gründung der Freien Vaterländischen Vereinigung anzeigte: »Wenn uns alle die Liebe zu dem tüchtigen schaffenden Volk und Achtung vor jeder ehrlichen Gesinnung leitet, sehe ich mit freudigem Vertrauen der Aufgabe entgegen, die der Friede uns stellen wird, der Aufgabe ein nach außen stärkeres Deutschland, innerlich im Geiste der Freiheit und gemeinsamer Vaterlandsiebe weiter auszubauen.« Und der Staatssekretär Dr. Delbrück hat als den Inhalt der Neuorientierung vor allem die absolute Gleichberechtigung aller Parteien bezeichnet.

Aber, so wird man einwenden, Kanzler und Staatssekretäre gehen und kommen, und die Nachfolger sind an die Versprechungen ihrer Vorgänger nicht gebunden. Das ist durchaus richtig. Aber gleichviel, ob dieser oder ein anderer Kanzler, die Gestaltung des Kommenden ist nicht vom guten oder bösen Willen der einzelnen Menschen abhängig. Die Dinge haben ihre eigene Logik. Man hat uns freilich wegen unseres vermeintlichen Optimismus *Illusionäre* genannt und uns, ich weiß nicht, zum wievielten Mal, die immer

stärker werdende Zuspitzung der Klassengegensätze prophezeit. Natürlich wissen auch wir, daß der weitem Entwicklung zur Demokratie starke Kräfte entgegenstehen. Auch nach dem Krieg werden gewiß wiederum Versuche gemacht werden die Arbeiterklasse zurückzudrängen. So möchten die Extremen von rechts gern den Begriff des innern Feindes mit in die neue Zeit hinüberretten. Für manche Gruppen hat es freilich seine Vorzüge die Sozialdemokratie der *Vaterlandslosigkeit* bezichtigen zu können. Deshalb fordert man, daß wir die Internationale abschwören sollen; erst dann könne die Sozialdemokratie als gleichberechtigt gelten. Andere wiederum verlangen gar, die Sozialdemokratie solle ihre wirtschaftlichen Ziele überhaupt aufgeben. Die das für möglich halten, zeigen freilich ein ungewöhnliches Maß sozialer Verständnislosigkeit. Das Ziel der reformistischen Sozialdemokratie ist nach wie vor die Durchführung des demokratischen Sozialismus auf dem gesetzlichen Weg der schrittweisen Reform, unter Ablehnung des Glaubens ihn durch eine Katastrophe herbeiführen zu können und unter vollständiger Verurteilung des Putschismus.

Wie es uns selbstverständlich ist, daß die Sache unserer Nation auch die unsrige ist, so sind wir auf der andern Seite von der wirtschaftlichen und sittlichen Notwendigkeit der Annäherung der Nationen an einander fest überzeugt. Die Internationale der Arbeiterklasse wird nach dem Krieg von neuem erstehen. Es fällt nicht in den Rahmen dieses Artikels zu erörtern, in welcher Form das zu geschehen hat, und welche Aufgaben ihr zufallen.²⁾ Nur so viel: Am ehesten werden voraussichtlich die Gewerkschaften wieder zu internationaler Verständigung gelangen. Und die höchste Aufgabe scheint mir die: den Arbeiterschutz auf breitester internationaler Grundlage weiter zu entwickeln. In dem Völkerleben der Zukunft wird die Nation die Führung haben, die den Schutz der menschlichen Arbeitskraft am weitesten ausgebaut und auf dem Gebiet der sozialen Reformen die größten Fortschritte zu verzeichnen hat. Und der Klassenkampf der Arbeiterklasse wird nach den Methoden des kulturell höchststehenden bestorganisierten Proletariats geführt werden. Die Versuche unsere Kampfmethoden nach dem Willen mancher ausländischen anarchosozialistischen Verzweiflungstheorien zu orientieren werden mehr und mehr abgelehnt werden. Je höher die Arbeiterklasse eines Landes steigt, je mehr Kulturwerte sie zu verlieren hat, desto mehr wird ihr an der Erhaltung der von ihr mitgeschaffenen Kultur gelegen sein. Höhere Kultur, freiheitliche Gestaltung des öffentlichen Lebens und Mitbeteiligung aller Klassen an den öffentlichen Aufgaben wirken *s t a a t s f ö r d e r n d*. Diese nationale Wirksamkeit wird durch das Streben nach internationaler Verbindung nicht nur nicht gestört sondern sogar intensiver gestaltet. Es ist die Aufgabe der vorgeschrittenen Völker, namentlich ihrer Arbeiterklassen, andere, rückständigere Nationen auf den gleichen Kulturstand zu bringen. Darin liegt die beste Gewähr gegen Rückschläge. »Ein wenig Internationalismus entfernt vom Vaterland, viel Internationalismus führt zum Vaterland zurück. Ein wenig Patriotismus entfernt vom Internationalismus, viel Patriotismus führt zum Internationalismus zurück.« So unser ermordeter Freund und Führer Jean Jaurès.³⁾ Bei solcher Auffassung: der Liebe zur eigenen Nation und zugleich der Achtung und Zuneigung gegen-

²⁾ Siehe darüber Heine Die alte und die neue Internationale, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 1039 ff.

³⁾ Siehe Jaurès Die neue Armee /Jena, 1913/, pag. 407.

über den anderen Gliedern der Völkerfamilie kann es Situationen geben, in denen, ungeachtet aller Gegnerschaft zwischen den Klassen, das allen Klassen gemeinsame staatliche Band sich als das stärkste erweist, und in denen auch die Arbeiterschaft den Staat ihres Volkes um so energischer verteidigt, je höher dessen Kultur, je größer ihr eigener Anteil an dieser ist. »In jedem nationalen Staat muß auch das Proletariat seine ganze Energie dafür einsetzen, daß die Selbständigkeit des nationalen Gebiets unversehrt bleibt«, meint selbst K. Kautsky. »Das ist ein wesentliches Stück der Demokratie, dieser notwendigen Basis für den Kampf und den Sieg des Proletariats. Die Lage der Volksmasse eines Staates muß eine ganz verzweifelte und aussichtslose geworden sein, soll sie in einem kriegerischen Mißerfolg der Regierung, der den Feind ins Land bringt, ja der die Zerstückelung der Nation oder die Fremdherrschaft herbeiführt, das kleinere Übel gegenüber dem bestehenden Zustand sehen.«¹⁾ Haben die Serben und zum Teil die russischen Sozialdemokraten beim Ausbruch des Völkerkriegs diesen außergewöhnlichen Standpunkt eingenommen, so waren sie eben durch die anormalen Verhältnisse ihres Landes zu ihrer anormalen Stellung veranlaßt. Für die Deutschen (wie für die meisten übrigen Kulturnationen) liegen die Dinge völlig anders.

Der immer wieder gegen die Sozialdemokratie erhobene Vorwurf der *Vaterlandseindlichkeit* ist zusammengebrochen. Die Bahn für eine gedeihliche Wirksamkeit der deutschen Arbeiterklasse in der Zukunft ist frei. Freilich ist unumgängliche Voraussetzung dafür, daß unsere Genossen von der äußersten Linken nicht durchdringen, die gleich den Reaktionären von der äußersten Rechten die Meinung vertreten: nach dem Krieg müsse der Faden da wieder aufgenommen werden, wo er am 4. August 1914 abgebrochen worden ist. Diese Genossen halten die Periode des Weltkriegs für eine bloße Unterbrechung der frühern Schablone, die man hinnehmen müsse, aus der man aber beileibe nichts lernen, die keinerlei Konsequenzen nach sich ziehen dürfe. Will jedoch die Sozialdemokratie die Interessen des Proletariats nicht schnöde verraten, so muß sie umgekehrt nach dem Friedensschluß auch die letzten Reste der Negation und der Abstinenz entschieden ablehnen. Es gilt jetzt unbeugsame Entschlossenheit zur praktischen Mitarbeit und Unterlassung aller revolutionär klingenden innerlich hohlen Phrasen: eine Forderung, die auch von Carl Legien in seinem bekannten Vortrag vor den Berliner Gewerkschaftsfunktionären am 27. Januar 1915 in entschiedener Weise vertreten wurde. Die Angst unserer Radikalen um das Klassenbewußtsein ist unnötig. Daß dies nicht einschläft, dafür werden die Klassenunterschiede selber, dafür wird der Kampf der Parteien sorgen, der wieder aufgenommen werden wird (wenn auch in anderen, das Ganze nie aus dem Auge verlierenden Formen), soll unser öffentliches und geistiges Leben nicht einer Stagnation verfallen. Volksrechte werden auch nach dem Krieg nicht geschenkt, nur errungen werden. Um den weitem Ausbau der Sozialpolitik werden Kämpfe entstehen. Gerade der Krieg hat gezeigt, daß wir davon, und nicht nur im Interesse der Arbeiterklasse sondern zur Sicherung des ganzen deutschen Volkes, noch sehr viel nötig haben. Wir brauchen nicht zu befürchten, daß man sich nach dem Krieg einer verödenden Ruhe hingeben wird.

¹⁾ Siehe Kautsky Die Sozialdemokratie im Kriege, in der Neuen Zeit, 1913-1914, 1. Band, pag. 4.

Das neue Reich ist mit dem Blut von Millionen aus allen Klassen gekittet, und die organisierte Arbeiterschaft hat in diesen schweren Tagen ihre Pflicht gegenüber dem Staatswesen, gegenüber der Gesamtheit des Volkes erfüllt, sie hat ihren Anspruch auf volle, uneingeschränkte Gleichberechtigung mit allen anderen Klassen durch die Tat bekräftigt. Nicht aus Dankbarkeit für das Geleistete soll ihr diese Gleichberechtigung werden. Sie tat nichts um einen erwarteten Lohn, sie tat alles für ihr eigenes Volk. Und als Glied des Volkes muß ihr, soll das Ganze gedeihen, die gleiche Betätigungsmöglichkeit zuerkannt werden wie allen anderen Gliedern. Käme es anders, so wäre es eine Versündigung am deutschen Volk, an seiner Kultur, am Deutschen Reich. Der Staat muß aufhören für das Volk nur die Obrigkeit darzustellen. Volk und Staat sind eins. Und es gibt keine Partei, die den Staat mit größeren Machtmitteln ausgestattet zu sehen wünscht als die Sozialdemokratie. An der Schaffung staatssozialistischer Einrichtungen wird sie unter gewissen Voraussetzungen stets mit aller Energie arbeiten. Nach dem Krieg bedarf das Reich starker Steuerquellen, die nur in Staatsmonopolen zu finden sein werden. Es ist dabei der Mithilfe der sozialdemokratischen Partei sicher. Aber auch bei der Lösung der großen S t a a t s n o t w e n d i g k e i t e n kann die Sozialdemokratie nicht mehr den anderen allein die Arbeit, die Bestimmung und die Verantwortung überlassen. Hat sie in der Stunde der Gefahr die Kriegskredite bewilligt, so muß sie auch weiterhin alle Mittel zur nationalen Verteidigung, zur Wehrhaftigkeit der Nation, zur Sicherung ihres Landes, zur Sicherung auch ihrer weitem Zukunft, ihrer Betätigungsmöglichkeiten überall da, wo ihrer wirtschaftlichen und geistigen Energie Aufgaben gegeben sind, nicht nur bewilligen sondern selber schaffen und erweitern helfen.

Die Zeit des negativen *Radikalismus* ist für die deutsche Sozialdemokratie vorüber. Ihre Anhänger hat er nicht weiter gebracht, die Gegner haben ihn niemals gefürchtet, wie sehr sie auch solche Furcht vortäuschten, um politischen Nutzen daraus zu ziehen. In unermüdlich schaffender Arbeit, in der Durchdringung aller Einrichtungen in Reich und Staat, in der Gemeinde und in den Selbsthilfeorganisationen mit sozialem und sozialistischem Geist liegt die Hauptaufgabe des neuen Deutschlands. Sie ist die Konsequenz des sozialistischen Reformismus, und die Praxis der deutschen Sozialdemokratie, die Praxis der Gewerkschafts- und der Genossenschaftsbewegung wird sie der Verwirklichung näherzubringen suchen.

XX
**MAX SCHIPPEL · DEUTSCHASIATISCHE WELT-
 POLITIK, ENGLAND UND RUSSLAND**



RISHER wurde in allen Kämpfen England, der eigentliche Herd des großen Kriegsringens, wesentlich nur in seinen Bundesgenossen getroffen. Dabei waren diese Bundesgenossen niemals unsere schlimmsten und gefährlichsten Feinde. Für Deutschland wäre mit Frankreich und schließlich auch mit Rußland recht wohl ein leidliches, unter Umständen sogar ein freundschaftliches Nebeneinanderleben weiter denkbar gewesen, wenn nicht die englische Politik unermüdlich Zündstoff künstlich geschaffen und zusammengetragen und Gegensätze erträglicher Art, wie sie in allen Völkerbeziehungen wiederkehren, zu uner-

träglichem Konflikten emporgetrieben hätte: sei es durch rücksichtslose Interessenaufeizung, wie durch die Wiedererweckung alter, bereits eingesargter Balkanhoffnungen Rußlands, sei es durch lockende Versprechungen, die gleichfalls nur im Zusammenstoß mit Deutschland zu verwirklichen waren, falls Deutschland sich nicht in vollendetem Lakaiengleichmut selber aus dem internationalen Völkerleben ausschalten wollte. Den Anprall der deutschen Wehrkraft trugen bisher jedoch, neben Belgien, dem bis zur Willenlosigkeit unselbständigen festländischen Nordseestützpunkt des britischen Inselreichs, Frankreich und Rußland. Für einen großen Seevorstoß nach dem Hirn und Herzen der deutschfeindlichen Koalition konnte nun einmal die deutsche Flotte noch lange nicht in Betracht kommen.

Erst mit dem Freiwerden der Balkanstraßen ist eine entscheidende Wandlung nähergerückt. Die Gegner, die sich zur See nicht fanden, stehen sich vielleicht sehr bald auf breiten Landgebieten Auge in Auge gegenüber: noch dazu an den verwundbarsten Stellen des britischen Weltreichs und hoffentlich in vollständiger Umkehrung des zur See vorhandenen Kräfteverhältnisses. Zugleich treten dadurch die wesentlichsten Richtlinien der deutschen Weltpolitik, wie sie sich, nach langen tastenden Versuchen, in jahrelanger wirtschaftlicher und politischer Friedensarbeit immer fester herausgebildet haben, mit der Schärfe einer geschichtlichen Unabänderlichkeit hervor.

Alfred Hettner, der Geograph, entwickelte neulich wieder einmal in geistvoller Weise, wie das Dasein eines Weltvolks davon abhängt eine zu allen Zeiten offene Verbindung mit der übrigen Erde zu gewinnen:

»Weltwirtschaft, Weltkultur, Weltpolitik müssen in einer sichern Ausbildung des Weltverkehrs begründet sein. Es gibt zwei Hauptmöglichkeiten der Ausbreitung und des Verkehrs: in kontinentalem Zusammenhang oder über das Meer (wobei wir wieder zwischen Ausbreitung und Verkehr über kleinere Meere und über den Ozean unterscheiden müssen). Die verschiedenen Länder Europas haben je nach ihrer Lage verschiedenen Anteil an diesen Möglichkeiten . . . Deutschland, ungefähr in der Mitte Europas gelegen, vom Atlantischen Ozean entfernt, das Mitteländische Meer nicht mehr erreichend . . ., hat sich lange Jahrhunderte hindurch auf keinem der zwei Wege weltpolitisch betätigen können. Von ganz vereinzelten früheren Versuchen abgesehen, ist es erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts langsam in ozeanische Betätigung eingetreten, und den Weg kontinentaler Betätigung außerhalb Europas hat es erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts beschritten . . . Der Weg kontinentaler Betätigung führt Deutschland durch Österreich-Ungarn und die Balkanhalbinsel hindurch; die Türkei ist ihr Gegenstand und zugleich ihr Vermittler für die dahinter gelegenen Länder . . . Solange der Orient nur vom Mitteländischen Meer aus zu erreichen war, konnte er für uns nicht in Betracht kommen. Seine besondere Bedeutung für uns besteht gerade darin, daß wir hier einen Weg in die Welt haben, der kontinental und dadurch von der englischen Seeherrschaft frei ist und auch im Kriegsfall von England nicht gesperrt werden kann.«¹⁾

Diese neue deutsche Orientpolitik ist, im Gegensatz zu den früheren Staaten-gruppierungen, die aus der, im engern Sinn orientalischen Frage hervorgewachsen, in ihren Endzielen weltpolitisch, das heißt über das alte Europa und die innereuropäischen Staaten- und Wirtschaftszusammenhänge hinausweisend. Sie ist in ihrer überlegtern, trotz allen zeitweiligen Unterbrechungen folgerichtigen Inangriffnahme kaum über 20 Jahre alt, und äußerlich mag man sie sogar erst mit dem Kaiserbesuch in Konstantinopel vom Jahr 1898 beginnen lassen. Ihre wichtigste wirtschaftliche Grundlage fand diese politische Einflußvermehrung, die

¹⁾ Siehe Hettner Die Ziele unserer Weltpolitik /Stuttgart 1915/, pag. 17 ff.

in ihrer Aufrechterhaltung und Fortsetzung zugleich eine vollkommene Neubelebung der asiatischen Türkei darstellt, in zwei epochemachenden Bahnbauten: in der Bagdadbahn, die über das Innere Kleinasiens und die einst so reichen Stromländer des Euphrat und Tigris dem Persischen Golf im Osten zustrebt, und in der Hedschasbahn, die, mit Syrien und Palästina als Hinterland, dem Suezkanal näherückt.

Sowohl die Konkurrenzlosigkeit am Suezkanal wie die ungestörte Vorherrschaft im Persischen Golf wurden jedoch seit jeher von England als unentbehrliche Tragpfeiler im Aufbau seines Weltreichs angesehen. War es nach der ganzen Vergangenheit Englands zu erwarten, daß es einer wegen ihres Aufstrebens auch sonst gefürchteten Großmacht unter solchen Umständen Licht und Luft zur weltpolitischen Entfaltung gutwillig einräumen werde? Hat es jemals daran gedacht die Gleichberechtigung eines jüngern Handels- und Kolonialvolks anzuerkennen, solange ihm die Aufrechterhaltung seines alten weltpolitischen Absolutismus und die Niederhaltung der nach internationaler Gleichgeltung und Mitbestimmung Verlangenden noch nicht ganz aussichtslos schienen?



Es ist unnötig hier nochmals ausführlich von den ziemlich heimtückisch geführten Kämpfen um den Suezkanal zu sprechen, die mit der Verdrängung des französischen Einflusses nicht nur aus der Suezkanalleitung sondern aus ganz Ägypten und den innerafrikanischen Niländern endeten, obwohl seinerzeit Frankreich alle Verdienste um die Schaffung des epochemachenden Verkehrswegs für sich beanspruchen konnte. Die drohenden Worte und Taten Englands bei den Rivalitäten am Persischen Golf sind weniger bekannt, und deshalb sei ihnen und den mitunter recht anmaßenden Versuchen zu ihrer Begründung eine kurze Betrachtung gewidmet. Werden doch in nächster Zeit die Kämpfe nach den Euphrat- und Tigrismündungen zu kaum an Bedeutung zurückbleiben hinter dem sich ankündigenden blutigen Ringen um die Sinaihalbinsel und den Golf von Suez und von Akaba.

Selbst beim Abschluß des englisch-russischen Abkommens über Persien /1907/ hielt Sir Edward Grey es nochmals für geboten ausdrücklich darauf hinzuweisen, daß die Ausnahmestellung des Persischen Golfs durch die Konvention nicht berührt werden könne.²⁾ Die Abgrenzung der sogenannten Interessensphäre beschränke sich auf die Rußland und Großbritannien benachbarten Gebiete. Der Golf gehöre nicht dazu, und außerdem lägen seine Küsten zum Teil ganz und gar außerhalb Persiens. Deswegen sei es auch nicht erforderlich gewesen in dem Vertrag die englischen Sonderinteressen hervorzuheben: »special interests«, die, wie Grey unterstrich, »das Ergebnis des britischen Vorgehens in jenen Gewässern seit mehr als 100 Jahren« sind. In früheren Erklärungen über die britische Politik seien die englischen Interessen im Persischen Golf bestimmt umschrieben, und daran halte die englische Regierung auch ferner fest. Die englische Presse zog zur Erläuterung vor allem die Rede heran, die Lord Lansdowne im Mai 1913 als Haupt des Auswärtigen Amts vor den Lords hielt:

»Unumwunden sage ich: Wir würden die Errichtung einer Flottenstation oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch eine andere Macht als eine

²⁾ Siehe die Drucksachen des englischen Parlaments, 1907, Nummer 1901: Russia (Sir Edward Grey to Sir A. Nicolson).

schwere Drohung gegen die britischen Interessen beurteilen, und wir würden uns ihr sicherlich mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln widersetzen.«

Unter Campbell-Bannerman habe auch die liberale Regierung ihre volle Zustimmung zu diesem Programm zu erkennen gegeben, so daß man von einer, für beide große Parteien gleich verbindlichen *nationalen* Politik sprechen dürfe.

Bei der Vorbereitung dieser amtlichen Stellungnahme und vorher bei der Gewinnung der öffentlichen Meinung für ein entschiedenes Auftreten war freilich das unaufhörliche Vordringen Rußlands gegen Persien und Indien schwer ins Gewicht gefallen. Ein gewaltiger Wechsel hatte sich hier vollzogen. Als Indien nach dem großen Aufstand von 1857 der Verwaltung der englischen Regierung, nach der gefährlichen Mißwirtschaft der Ostindischen Kompanie, unmittelbar unterstellt wurde, war Rußlands Herrschaft in Asien auf die damals noch ganz unwirtschaftlichen und unzulänglichen Steppen Sibiriens beschränkt. Seine südliche Grenze lief, fast immer ostwärts, etwa von der Mitte der Küste des Kaspischen Meeres nach dem Aralsee und dann von dessen nordöstlicher Ecke und der Mündung des Sirdarja weiter bis zur chinesischen Grenze bei Kuldscha. Das nordöstliche Persien, Afghanistan und Indien waren also von Rußland überall durch einen riesenhaft breiten Ländergürtel, durchschnittlich von etwa 500 (englischen) Meilen, getrennt, den nomadisierende Stämme und unabhängige Chane ungestört für sich beanspruchten. Im Fernen Osten gehörten das Amurgebiet und Wladiwostok noch zu China. Frankreich hatte mit der Gründung seines indochinesischen Reiches kaum begonnen. Das Deutsche Reich mit seiner Weltpolitik war überhaupt noch ungeboren. Das alles hatte sich im Lauf von kaum einem halben Jahrhundert vollständig geändert. Rußland hatte nicht nur quer über den Kontinent hinweg den Stillen Ozean erreicht und seine Besitzungen durch die größte Überlandbahn der Welt an die alten europäischen Kernlande angegliedert. Es hatte sich auch nach dem Süden wie eine Lawine gewälzt. Die zentralasiatischen Chanate und die Turkmenenstämme waren von ihm verschlungen worden. Die transkaspische Bahn, die das nordöstliche Persien umzingelt, richtete sich über Merw gegen die Grenzsteine Afghanistans, und Taschkents Schienenverbindung mit der sibirischen Bahn mußte, wie bereits mit der kaspischen Linie, in Bälde zur Wirklichkeit werden.³⁾

Früher waren Indien und die übrigen Teile von Britisch Asien einfach durch die Seemacht zu halten gewesen, und so lange konnte England aus seiner Ruhe höchstens durch innere Aufstände aufgeschreckt werden. Mehr und mehr jedoch geriet man hier, als koloniale Landmacht, in die viel bedenklichere, dem Wesen der englischen Machtmittel viel gefährlichere Nachbarschaft großer Kontinentalstaaten. blieb das europäische Inselkernland noch immer durch die See von allen europäischen Gegnern unüberwindlich getrennt, so traf dies immer weniger für die riesenhaften Außenländer des britischen Reichs zu, und am allerwenigsten gerade für Indien, die große Drehachse der ganzen britischen Reichspolitik. Auf Südpersien und den Golf lenkte sich deshalb von neuem die Aufmerksamkeit,

³⁾ Diese Darlegung nach den Times vom 21. April 1903: The Middle Eastern Question. Mit einigen Erweiterungen ist die Artikelserie auch in Buchform erschienen: Chisolm The Middle Eastern Question /London 1903/.

um hier, nachdem im Norden und Nordwesten Indiens eine leidliche Abgrenzung und Pufferstaatseinfügung erzielt war, jede großstaatliche Flankenfestsetzung gegen Indien nach Kräften zu verhindern. Alle Vorsicht und Befürchtung wendete sich auch in diesem Wetterwinkel zunächst gegen Rußland. Aber der russische Aufmarsch mußte, bei den ungeheuren Entfernungen vom Mutterland und den zwischenliegenden großen Verkehrshindernissen, ähnlich schwach bleiben wie etwa in der Mandchurei und anderen transsibirischen Gebieten.

Das Bild schlug jedoch vollständig um, als Deutschland seine Bagdadbahnpläne entwickelte und auf dem besten Weg schien über Bagdad hinaus die ehernen Schienenstränge bis zum Persischen Golf zu verlängern. Hier schlug sich, fast ohne jede Ablenkung und Unterbrechung, eine starke Brücke vom höchststehenden europäischen Militärstaat bis unmittelbar vor die Tore Indiens. Neben das innerlich viel schwächere, im Ernstfall oft bis zur Ohnmacht schwache Rußland, das sich von beiden Seiten des Kaspischen Meeres gegen Persien vorschob, legte sich, in viel kürzerer, schwer angreifbarer Verbindung eine lebensstrotzende Macht, die zudem im Bund mit einer reformierten Türkei weiter süd- und südwestwärts für Suez und das Rote Meer, die unentbehrliche Reichsstraße nach Indien, zu berücksichtigen war. Diesen Landrutsch, diesen Durchbruch an der früher kaum beachteten, nunmehr jedoch beängstigendsten Stelle zu verhüten wurde seitdem für die britische Weltpolitik zur ersten und ausschließlichen Aufgabe, der man mit der Zeit alle anderen Abneigungen und Gegnerschaften, vor allem die alten antirussischen Strebungen opferte. Was Holland und Belgien schon längst in den Augen Englands bedeuteten, um Deutschlands Näherrücken an den Atlantischen Ozean und die Weltmeere überhaupt zu unterbinden, das schien allmählich, für die unter Umständen viel bedenklichere Landannäherung an die Hauptstützen des britischen Reichsaufbaus, die Ausbreitung des deutschen wirtschaftlichen und politischen Einflusses über Türkisch Asien werden zu sollen. Grund genug die ganze englische Politik mehr und mehr auf diesen Gegensatz rücksichtslos einzustellen, obwohl Deutschland nicht das geringste Interesse hat über das türkischasiatische Betätigungsgebiet hinaus noch irgendwelchen Weltherrschaftsträumen nachzujagen: es wäre nur nicht mehr so wehrlos gegen englische Einschnürungsgelüste und könnte auf deutschfeindliche Schachzüge eher mit abwehrenden Gegenzügen antworten.

Die Treibereien gegen das Zustandekommen der Bagdadbahn sind unvergessen und brauchen heute nicht von neuem dargestellt zu werden. Selbst der Kampf um den im Anfang französischen Suezkanal ist nicht von gleicher Widerlichkeit. Als man den nächsten Zweck mehr und mehr als unerfüllbar erkannte, weil die Türkei selber die Eisenbahn für ihre innere Hebung notwendig brauchte, suchte man das allein wertvolle Endhafengebiet der türkischen Oberhoheit zu entziehen und in die eigene Gewalt zu bringen, indem man zunächst die Unabhängigkeitsansprüche des Scheiks von Koweit, diplomatisch und mit Kanonenbooten, unterstützte. War die deutsch-türkische Überlandbahn nicht ganz aus der Welt zu schaffen, so sollte sie hilflos in den Sumpfniederungen des Innern enden, nicht aber in einer hoffnungsvollen, natürlich wohlgeschützten und leicht zu befestigenden Bucht.

Der jüngste mesopotamische Feldzug hat den unbeugsamen Widerstands- und Herrschaftswillen Englands von neuem bekundet.

IN dieser mittelasiatischen Frage beruhten die unleugbaren Erfolge Englands vor dem Krieg gleichfalls auf der Spaltung und Entzweiung der England gegenüberstehenden Entwicklungskräfte und auf der berechnenden Begünstigung der einen, auf absehbare Zeit minder gefährlich erscheinenden Macht. Auch hier hatte diese herausfordernd einseitige Politik des Nehmens und Nehmenlassens den Vorteil die gewinnende, zunächst begünstigte Partei mit goldenen Sklavenketten an das länderverteilende Vormachtsland zu fesseln, während sie, mehr und mehr bis zur unversöhnlichkeit, fortgesetzt Streitstoff und gereizte Stimmung zwischen Mächten schuf, die anfangs viel eher zu einer gemeinsamen anti-britischen Politik vorherbestimmt schienen.

Nahezu alle Bedenken gegen eine Unterstützung Rußlands waren für das amtliche England nach den ostasiatischen Niederlagen des Zarenreichs und nach dem englisch-japanischen Bündnis vorläufig geschwunden. Nach der russischen Seite war man damit auf lange Jahre der Sorgen für Fernasien und Indien enthoben. Dagegen gewährten die letzten großen nationalen Selbstständigkeitskämpfe im türkischen Europa, obwohl im Grunde doch nur der vorauszu sehende unausbleibliche Abschluß eines ununterbrochenen, fast 100jährigen Loslösungsprozesses, eine ausnahmsweise Gelegenheit Rußlands Herrschafts- und Erweiterungsdrang nochmals auf den Balkan hinzuweisen, nachdem die ganze bisherige Geschichte aller freigewordenen Balkanstaaten eigentlich zu einer fortschreitenden Abschwächung und Verflüchtigung der alten russischen Vorherrschaftsillusionen nach dieser Richtung geworden war, und nachdem die russische öffentliche Meinung selber mehr und mehr den Drang nach dem asiatischen Osten als Rußlands wirkliche Schicksalsbestimmung anerkannt hatte. England bevorzugte und förderte früher stets den österreichischen Einfluß auf dem Balkan. Aber gegen Österreich, den Bundesgenossen Deutschlands und das Vorland für das Ausgreifen Deutschlands nach Asien hinüber, suchte England jetzt um jeden Preis den ziemlich eingeschlummerten russischen Gegensatz, bis zu abenteuerlicher Verblendung anzureizen.

Konstantinopel in den Händen Rußlands: ein solcher Gedanke erschien der-einst jedem Briten wie ein Schlag in das eigene Angesicht. Noch vor nicht allzu langer Zeit weckte die unverbürgte Nachricht von der Anbahnung einer deutsch-russischen Verständigung über die Dardanellen die ernstesten Warnungen und Verwahrungen gegen diesen unerträglichen Versuch einer *Ausschaltung* englischer Interessen. Sehr bald darauf verlockte man selber durch das Angebot der Meerengen Rußland zu der halsbrecherischen Konfliktpolitik, weil man über ein deutschfreundliches Konstantinopel die Brücken nach einem deutschbeeinflussten Vorderasien hinüberlaufen sah. Die zeitweise anormale Abkehr der russischen Politik von Innerasien und vom Fernosten war zweifellos durch Zeitumstände, wie den Ausgang des Krieges mit Japan und die unausbleibliche Liquidation des letzten türkischen Länderbesitzes in Europa, mitveranlaßt. Aber schon seine innere Schwäche hätte Rußland, wenn es allein stand, hinreichend zur Vorsicht gezwungen. Und die Petersburger Politik gewann ihren gefährlichsten antideutschen Zugschnitt, während und weil England mit seinem überlegenen antideutschen Zielbewußtsein die berechnende Einleitung und Fortführung aller Konflikte fest in der Hand hielt.



IE Festlegung Deutschlands nach den im Anfang bezeichneten Grundlinien: in kontinentalem Zusammenhang also über die Balkanländer und die Asiatische Türkei nach der Suezstraße und dem Persischen Golf ist zu einer unentbehrlichen Grundlage der deutschen Weltstellung geworden. Sie erschließt den einzigen Weg zu großen Welthandelsstraßen, dem alle Drohungen und Gewaltanwendungen durch englische und englandverbündete Flotten wenig oder gar nichts anhaben können. Auf sie kleinmütig verzichteten hieße, während alle großen, zukunftsfrohen Völker ihren Einfluß mehr und mehr über Europa hinaus erstrecken, Deutschland wirtschaftlich und politisch zu einem kleineuropäischen Staat zweiten Ranges herabdrücken. Daß diese Festlegung nichts willkürlich Ersonnenes ist sondern in der Richtung der großen weltwirtschaftlichen Gesamtzusammenhänge liegt, geht am besten daraus hervor, daß trotz allen heftigen Schwankungen und Umwälzungen der Regierungssysteme und Staatengruppierungen in der Türkei und auf dem Balkan und trotz vorübergehenden Stockungen und Entgleisungen, die Entwicklung immer wieder, und zwar jedesmal mit vermehrter Wucht, in die gleichen Bahnen zurücklenkte.

Solange England, durch seine einzigartige Vergangenheit verwöhnt, von seinen monopolistischen, jeder internationalen Gleichberechtigung der jüngeren Völker spottenden Machtansprüchen nicht abläßt, werden deutsche und englische weltpolitische Strebungen und Strömungen gegen einander laufen. Aber ob für Rußland und Deutschland, zwei große Nachbarländer, die wirtschaftlich so überaus eng auf einander angewiesen waren und bleiben werden ¹⁾, die wesentlichsten weltpolitischen Entwicklungen nicht ruhig n e b e n e i n a n d e r verlaufen könnten: mit gegenseitigen Zugeständnissen und Interessenausgleichen im einzelnen, jedoch im großen und ganzen ohne lebensbedrohende Zusammenstöße und vielleicht oft sogar unter freundschaftlichem Zusammenwirken?

In das Selbständigwerden der Balkanstaaten hatte Rußland sich allmählich fügen gelernt, vor allem, als es Gesicht und Brust immer mehr dem Osten und den asiatischen Umgestaltungen zuwendete, in denen allein Rußland sich weltpolitisch als eine Fortschrittskraft von hohem Rang bewährte. Ein Volk, das in Sibirien die bäuerliche Besiedelung eines zweiten Amerika fast ausschließlich mit eigenen Landsleuten (nicht, wie in Amerika, mit Angehörigen aller Völker) in Angriff genommen hat, kann seine Mission nach Osten nicht wieder beliebig abbrechen; und nach dem Orient im alten engern Sinn besiegelt der Krieg doch nur, was Rußland bis zu den jüngsten künstlich erregten Johannistrieben längst wußte: daß es zu den alten Forderungen und Erwartungen nach dieser Seite nicht mehr zurückkehren kann. Am Bosphorus selber vermag, wie sich jetzt von neuem offenbarte, Rußland es im Bund mit England bestenfalls zu einer wenig wirksamen Festsetzung mit auf dem Weg vorgelagerten, beherrschenden englischen Inseln zu bringen. Das werden viele Russen selber für schlimmer und unheilsschwangerer halten als einen international gesicherten, aller Willkür entkleideten Fortbestand des türkischen Besitzes an dieser Stelle. Und wenn Deutschland von der einen und Rußland von der andern Seite, ohne besondere zwischenliegende Reibungsflächen, dem Persischen Golf entgegen-

¹⁾ Siehe meinen Artikel Deutsch-russische Wirtschaftsbeziehungen, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 1101 ff.

streben, ist das vollends ein Grund um des angemessenen englischen Golfmonopols willen sich beiderseits unter blutigen Opfern von den eigenen Endzielen abzudrängen? Waren da die Kiderlensche Politik und das Potsdamer Abkommen, als sie die beiderseitigen wirtschaftlichen Einflußgebiete, die Bagdadbahnsphäre und die zu erwartenden russisch-persischen Bahnen, wie durch Querriegel zu verbinden suchten, nicht viel eher auf dem richtigen Weg?

Es ist vielleicht nicht unnützlich dies heute von neuem hervorzuheben. Denn gerade auf der äußersten deutschen Linken rühren sich nicht selten Stimmen: als ob Deutschland das ungeheure Opfer dieses Weltkriegs auf sich genommen hätte, um durch ihre Befreiung allerlei interessanten, vordem mitunter selbst dem Namen nach kaum gekannten Völkern (die noch dazu meist gar nicht befreit sein wollen) eine unbändige Freude zu bereiten oder um den Zarismus und die morsche zarische Autokratie unbändig zu ärgern. Diese Dinge gehen uns in unserer Außenpolitik überhaupt kaum etwas an, und daß wir sie als bloße Nebengewinne beiläufig noch miterringen und mitnehmen könnten: auf einen solchen Kriegsausgang sich einzustellen wäre verfehlt. Dieser Weltkrieg dreht sich für uns wahrlich um unendlich ernstere, tiefergreifende Lebensinteressen, nicht sympathischer oder unsympathischer ausländischer Kreise, sondern um Lebens- und Entwicklungsinteressen des deutschen Volkes selber und seiner Gesamtwirtschaft. Ihnen gilt es ruhig und ohne alle Vorurteile und überlebte Überlieferungen ins Auge zu sehen. Jede noch so wohlgemeinte Ablenkung hiervon birgt die Gefahr, daß für Deutschland und deutsche Entwicklungsinteressen Erfolg und Opfer dieses Krieges einander nicht mehr entsprechen.

ARTHUR SCHULZ · SIND DIE ANGRIFFE GEGEN DIE DEUTSCHE LANDWIRTSCHAFT BERECHTIGT?

IN den ersten Monaten, ja fast im ganzen ersten Jahr des Weltkriegs, als es sich immer deutlicher herausstellte, daß der Aus饥饿ungsplan Englands an der im In- und Ausland unterschätzten Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft scheitern würde, hätte es nicht des Burgfriedens bedurft, um die Erneuerung der früher so häufigen parteipolitischen Angriffe gegen die deutsche Landwirtschaft hintanzuhalten. Selbst bekannte Antiagrariier überboten sich in Anerkennungen der in der ganzen Welt unerreichten Produktionskraft des deutschen Ackerbaus und der deutschen Viehzucht, die sie mit Recht als eine der Hauptgrundlagen unserer militärischen Widerstandskraft und als eine der wesentlichsten Bürgschaften des mit Bestimmtheit erhofften Sieges priesen. Dieser ungewohnten Einmütigkeit machte das allmähliche Ansteigen des Preises wichtiger Nahrungsmittel, vor allem des Fleisches, der Milch, der Butter, des Schmalzes und der Eier, ein Ende. Und in den letzten Monaten beginnt es wieder, durch den Burgfrieden nur mühsam verschleiert, heftige Angriffe und Anklagen gegen die deutschen Landwirte zu hageln. Zwar an ihrem Vermögen das deutsche Volk mit allen nötigen Nahrungsmitteln derart zu versorgen, daß es bei richtiger Verteilung und einiger Sparsamkeit gut auskommt, zweifelt man noch nicht und wird man auch nicht zweifeln können. Aber man wirft den Landwirten in der Presse und

in Körperschaften, seit kurzem auch in der Reichstagskommission vor, daß sie, und nicht nur einzelne unter ihnen sondern sie als Stand, die Kriegskonjunktur unbedenklich ausnutzen, um sich durch Hochtreiben der Nahrungsmittelpreise zu bereichern. Diesen Vorwürfen ist in den Sozialistischen Monatsheften schon Genosse Kaliski mit trefflichen Darlegungen entgegengetreten;¹⁾ es sei aber auch einem sozialdemokratischen Landwirt, der seit Beginn des Krieges sich schweigend, selbst unter einstweiligem Verzicht auf die ihm liebgewordene agrarpolitische Mitarbeit in dieser Zeitschrift, der jetzt wichtigeren Aufgabe gewidmet hat zu seinem Teil an der Nahrungsmittelversorgung unseres Volkes nach Kräften praktisch mitzuwirken, im folgenden gestattet zu den neuerlichen Angriffen gegen die deutsche Landwirtschaft Stellung zu nehmen und sie auf ihre Berechtigung zu prüfen. Es wird sich dabei herausstellen, daß diese Angriffe in ihrer Allgemeinheit unbegründet sind, weil die Ankläger vor allem 4 Ursachen des steigenden Preisniveaus der Agrarprodukte nicht genügend würdigen: 1. die Verteuerung fast aller Produktionsmittel des Landwirts, 2. die Verschlechterung und damit zusammenhängend die relative (im Verhältnis zum Produktionsergebnis) Verteuerung auch der Arbeitskraft, 3. den nahezu allgemeinen Rückgang der Erträge und 4. die Wertverminderung der Produktionsgrundlagen, des Bodens und des lebenden Inventars. Zum Beweis dieser Behauptungen will ich ganz schlicht die Tatsachen sprechen lassen.

Von den Produktionsmitteln des Landwirts wurde vor allem die tierische Zugkraft empfindlich verteuert. Hier in Litauen, dem militärisch wichtigsten Pferdezuchtgebiet des Deutschen Reichs, wurde vielen Wirtschaften bei der Pferdeaushebung zu Beginn des Krieges ein Drittel oder gar die Hälfte ihres Pferdebestands entzogen, natürlich die besten, arbeitskräftigsten Tiere und zwar zum Preis von nur 800 bis höchstens 1100 Mark pro Stück. Andere Pferde fielen dem Seuchenzug zum Opfer, der von der russischen Invasion ausgehend einen großen Teil Ostpreußens und Ostdeutschlands überzog. Auch der Verfasser dieses Aufsatzes verlor an der schweren russischen Druse im vergangenen Winter 4 wertvolle Pferde. Als dann im Frühjahr zur Ackerbestellung ein Ersatz hierfür beschafft werden mußte, waren brauchbare Arbeitspferde erst zum Preis von 1600 bis 1800 Mark zu erhalten. Wer, wie Schreiber dieses, eine so hohe Ausgabe scheute und es vorzog seine selbstgezüchteten 2jährigen Fohlen einzufahren, muß es natürlich als eine empfindliche Einbuße in Rechnung stellen, daß diese noch nicht ausgewachsenen Füllen infolge der vorzeitigen Überanstrengung später zu Remontezwecken nicht mehr brauchbar sind und etwa die Hälfte ihres Verkaufswerts einbüßen. Oft erörtert und daher hier als bekannt vorauszusetzen ist die sehr empfindliche Preissteigerung der künstlichen Düngemittel, besonders der Phosphorsäure und in noch höherem Grad des Stickstoffs, und die geradezu ungeheuerliche Verteuerung der Kraftfuttermittel, deren Preis bald auf das 3- und 4fache des Friedenspreises stieg. Selbst Ersatzfuttermittel, die im Frieden kaum einen Preis hatten und jedenfalls im großen nicht gehandelt wurden, erreichten nie für möglich gehaltene Preise, zum Beispiel Ende Oktober dieses Jahres Roßkastanien 175 Mark und gedörrte Eicheln gar 500 Mark die Tonne. Es war ein unerklärlich schwerer Fehler, daß die Kraftfuttermittel nicht bald nach Beginn des Krieges unter Festsetzung von

¹⁾ Siehe Kaliski Produktionsversicherung und Konsumentenfürsorge in der Volksernährung, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 1238 ff.

Höchstpreisen beschlagnahmt und unter die Viehbesitzer gerecht verteilt worden sind. Die gewaltige Verspätung dieser Maßnahme (als man sich endlich zu ihr entschloß, war der Kraftfuttermittelvorrat schon größtenteils dem Verbrauch zugeführt) büßten zuerst die Landwirte in unerhörten Futtermittelpreisen und später, als infolgedessen auch Fleisch, Milch, Butter, Schweineschmalz, wenn auch nicht im selben Maß wie die Kraftfuttermittel, empfindlich teurer wurden, die Konsumenten. Andere unentbehrliche Gebrauchsartikel des Landwirts stiegen in einem ähnlichen Verhältnis. Da das infolge der Vorsommerdürre sehr kurz geratene Getreidestroh größtenteils verfüttert werden muß, ist als Streumittel für Viehställe Torfstreu sehr gesucht. Für ein Quantum holländischer Torfstreu, das im Frieden etwa 150 Mark kostete, wurden mir kürzlich von einer Danziger Firma 600 Mark abgefordert. Auch der Preis der Schmieröle und Schmierfette erhöhte sich um mehr als das 3fache seines Friedensstands, so daß allein aus diesem Grund die Dreschmaschinenbesitzer der hiesigen Gegend (Memelniederung) ihre Lohndruschpreise um 1 Mark für die Stunde erhöhten. Die in der Landwirtschaft zahlreich verwendeten Benzin-, Benzol- und Petroleummotoren mußten feiern, da der Betriebsstoff entweder überhaupt nicht oder nur zu ganz unrentablen Preisen zu erhalten war. Vielleicht die schlimmste Kalamität war die Leuchtmittelnot und -teuerung. Gaslicht und elektrisches Licht gibt es hier auf dem Lande nicht. Petroleum und Brennspritus aber, sowie sie überhaupt erhältlich sind, müssen in hiesiger Gegend noch immer mit 65 Pfennig das Liter bezahlt werden und für 1 Liter Brennöl verlangte kürzlich der Kaufmann des nächsten Dorfes von mir gar 4,50 Mark. Alle Stallarbeiten, besonders das Füttern und Melken, das ja abends und morgens in den Dunkelstunden vor sich geht und gehen muß, wurden hierdurch erschwert und verteuert. Für Leder, das in diesem Jahr zum Ersatz der vom Militär requirierten Pferdegeschirre und zur Beschuhung der russischen Kriegsgefangenen in besonders großen Mengen gebraucht wurde, mußten wir Landwirte hier im Osten 6 bis 8 Mark das Pfund bezahlen, während wir für unsere besten Rindviehhäute niemals mehr als 75 Pfennig das Pfund, für ganze Pferdehäute 20 bis höchstens 22 Mark erhalten haben. Über die Ursachen dieser Differenz haben wir uns manchmal den Kopf zerbrochen, bis uns die Bilanzen der großen Aktienlederfabriken, die nie erlebte Dividenden auszahlten, ja in mehreren Fällen in einem Jahr ihr gesamtes Aktienkapital verdient haben, Aufklärung brachten. Doch genug der beliebig vermehrbaren Beispiele. Auch der billig denkende Konsument wird einsehen, daß eine solche Steigerung der Herstellungskosten nicht ohne Einfluß auf die Verkaufspreise der im freien Markt gehandelten Agrarprodukte bleiben kann.

Aber ist nicht, wendet man vielleicht ein, ein anderer Bestandteil der Herstellungskosten, nämlich der Arbeitslohn, entsprechend gesunken? Erhalten denn die russischen Kriegsgefangenen, die seit Monaten den größten Teil der schweren Landarbeit verrichten, nicht einen nur mehr nominellen Tagelohn von 30 Pfennig? Aber abgesehen davon, daß wenigstens die meisten Wirtschaften der hiesigen Gegend für qualifizierte Arbeiten, zum Beispiel die Viehfütterung, freiwillig einen höhern Arbeitslohn gewähren, um die zur Landarbeit zwangsweise angehaltenen Gefangenen etwas arbeitsfreudiger zu stimmen, so darf man doch nicht vergessen, was ihre Behausung, Be-

speisung, Bekleidung, Beschuhung den Arbeitgeber bei den heutigen Preisen für Nahrungsmittel, Kleiderstoffe, Leder und Heizstoffe kosten; zumal die vornehmlich brotessenden Russen den ungewohnten Konsum der Kartoffeln, des allein noch billigern Bestandteils der ländlichen Ernährung, hartnäckig auf ein Mindestmaß beschränken. In zerschlissenen Uniformen, mit zerrissenen Stiefeln, ausgehungert und entkräftet kamen sie auf unsere Höfe, mußten erst mit Sommer-, Herbst- und Winterkleidung, und zwar, um durchnächste Anzüge wechseln zu können, in doppelten Garnituren, mit Schuhen und Stiefeln ausgestattet werden. Erst allmählich kamen sie zu einiger Leistungsfähigkeit. Sie aßen (mit Recht wird von den Gefangenenbewachungsoffizieren streng darauf geachtet, daß sie gutes und reichliches Essen, besonders jeden Tag Fleisch oder Fisch und täglich 5 Mahlzeiten erhalten) für zwei, leisteten aber in den ersten Monaten (und das waren die Erntemonate!) höchstens die Hälfte dessen, was die deutschen Arbeiter geleistet hatten, die ins Feld gezogen waren. Vor allem aber war ihre Arbeit qualitativ recht schlecht, besonders derer, die aus den mittleren und östlichen Gouvernements des europäischen Rußlands herkamen. Nur die aus den westlichen Gouvernements und aus Sibirien stammenden wußten einigermaßen mit unseren einfachsten landwirtschaftlichen Maschinen umzugehen, die übrigen hatten bisher in ihrem Leben nicht einmal einen Pferderechen und einen eisernen Karrenpflug gesehen. Welche Mühe hat es den Betriebsleitern (und das sind jetzt zu etwa 60 % Frauen) gemacht sich mit den fremden Gästen zu verständigen, sie zu richtigem Mähen und Pflügen, zur Bedienung unserer komplizierten Maschinen, zum Füttern unserer verwöhnten hochgezüchteten Viehbestände anzuleiten; und wie wenig ist das bisher geglückt, wie höchst mangelhaft ist noch jetzt jede Arbeitsverrichtung der Russen! Trotzdem müssen wir größeren Landwirte natürlich unserm Volksherr im Feld und seinen Führern äußerst dankbar dafür sein, daß sie die in den Krieg hineingetriebenen russischen Bauern und Landarbeiter so früh in so gewaltig großer Zahl gefangen haben; denn hätten die Schlachten bei Tannenberg, an den Masurischen Seen und in Polen nicht noch vor Beginn der diesjährigen Frühjahrsbestellung und Ernte eine so unerhofft große Zahl an Gefangenen gebracht, so wäre über den landwirtschaftlichen Großbetrieb besonders im männerarmen Osten und damit über unsere gesamte Volksernährung mitten im Krieg eine verhängnisvolle Katastrophe hereingebrochen. Diese unheimliche Gefahr, vor der das Kriegsglück uns diesmal bewahrt hat, wird noch auf Jahrzehnte hinaus die nachdrücklichste Mahnung zu tatkräftiger Fortsetzung der Großgüteraufteilung und Bauernansiedlung darstellen. Haben die Kriegsgefangenen demnach auch den landwirtschaftlichen Großbetrieb in seiner bisher gefährlichsten Krisis gerettet, so sind sie doch wegen ihrer minderwertigen Arbeitsleistung trotz den geringen Barlöhnen keineswegs billige Arbeitskräfte. Dazu kommt, daß doch auch die Frauen und größeren Kinder der im Feld stehenden Instleute und Deputanten beschäftigt werden und Bar- und Naturlöhne erhalten müssen, mit denen sie die Kosten ihrer Lebenshaltung, die auch auf dem Land wesentlich gestiegen sind, bestreiten können. Die Löhne der noch nicht eingezogenen erwachsenen Männer, besonders der qualifizierten, wie der Maschinenführer, Heizer, Viehschweizer, Gutsschmiede und Gutsstellmacher, haben erheblich erhöht werden müssen, die der kriegsunbrauchbaren Inspektoren und Wirtschaftsvertreter in hiesiger Gegend um fast das Doppelte. In der Regel sind daher

die Lohnetats der größeren Wirtschaften eher gestiegen als gesunken, was bei der beträchtlichen qualitativen Verschlechterung der Arbeitsleistungen im Verhältnis zum Arbeitserfolg eine wesentliche Verteuerung der Arbeitskraft bedeutet. Sie muß natürlich auch in den Preisen der Agrarprodukte zum Ausdruck kommen, besonders derjenigen, die noch nicht durch Verordnungen festgelegt sind.

In dem Maß, wie mit dem stetig zunehmenden Ersatz der hochgeschulten einheimischen Landarbeiter durch Frauen und Kinder und durch kriegsgefangene Osteuropäer und Asiaten alle Arbeitsleistungen auf dem Land sich verschlechterten und wegen der Verteuerung der künstlichen Düngemittel und der Kraftfuttermittel die Anwendung der ersteren erschwert, der letzteren allmählich unmöglich gemacht wurde, gingen natürlich fast alle Roherträge aus dem Boden und dem Viehstand zurück. Wie sollte auch der Acker, der von kriegsgefangenen Zwangsarbeitern aus dem Innern Rußlands mit überarbeiteten, häufig ermüdenden Pferden schlechter und flacher als sonst gepflügt wurde und im Herbst des vergangenen und Frühling dieses Jahres weniger Phosphorsäure und besonders Stickstoff als ihm durch die Ernte entzogen waren, zurückerhalten hat, ebenso reiche Roherträge bringen wie in früheren Jahren? Beim lebenden Inventar zeigen sich noch stärkere Ertragsrückgänge. Dem Acker konnte doch wenigstens das im Inland reichlich gewonnene verhältnismäßig wohlfeile Kali, in beschränktem Maß auch die Phosphorsäure des Superphosphats, des Thomasmehls und des Knochenmehls, hier und da auch etwas Kalkstickstoff und Ammoniak zugeführt werden. Die Schweine aber müssen sich im wesentlichen von Kartoffeln und Rüben notdürftig nähren, erhalten Gerste, besonders jetzt nach der Beschlagnahme der einen Gerstehälfte, nur in der letzten Mastperiode in geringen Mengen. Wie kann da ihr Fleisch- und Fettansatz befriedigen? Am meisten sind aber die Milcherträge des Rindviehs zurückgegangen, seitdem es Ölkuchen, Sonnenblumenmehl und andere eiweißreiche Futtermittel nicht mehr erhält und ihm infolge des sehr weitgehenden Brotgetreideverfütterungsverbots, das allen irgend »mahlfähigen« Roggen und Weizen umfaßt und aus zu weit getriebenem Mißtrauen selbst nicht das Hinterkorn dem Landwirt zu freier Verfügung überläßt, nicht einmal so viel Getreideschrot gegeben werden kann wie nötig wäre, um ihm Spreu und Strohhacksel etwas schmackhafter zu machen. Es sei mir gestattet meine eigene, in diesem Fall typische Wirtschaft als Beispiel anzuführen. Durch fortlaufende Ermittlung der individuell sehr verschiedenen Futtermittelverwertung aller Kühe, durch sorgsame ihr angepaßte Gruppenfütterung und durch Weiterzüchtung aus den futterdankbarsten Stämmen war es gelungen den durchschnittlichen Milchertrag von 50 Kühen von 2527 Liter im Jahr 1906-1907 auf 4158 Liter im letzten Friedensjahr zu steigern. Aber nachdem Besitzer, Inspektor, Kontrollassistent und Viehfütterer bald nach Kriegsbeginn zum Feldheer eingezogen waren, mußte die regelmäßige Milchkontrolle und die auf langjährige Untersuchungen und Erfahrungen aufgebaute Gruppenfütterung eingestellt werden, zumal da eiweißreiche Kraftfuttermittel zu erschwingbaren Preisen bald nicht mehr erhältlich waren, und die kriegsgefangenen Bauern aus dem fernen Gouvernement Woronesch, die jetzt als Viehfütterer fungieren, auch nicht die erforderliche Aufmerksamkeit gebracht hätten. Infolgedessen ging der Milchertrag um fast ein Drittel zu-

rück. Hatten die Tiere im November 1913 im Durchschnitt täglich 7,3 Kilogramm Milch gegeben, so gaben sie, als im November dieses Jahres die Milchkontrolle durch eine inzwischen ausgebildete Assistentin wieder aufgenommen werden konnte, nur 5,2 Kilogramm, zudem mit geringerm Fettgehalt. Nun zahlen allerdings die Meiereien der Memelniederung jetzt 15, im letzten Monat 17 Pfennig für das Liter Milch, gegen 10 Pfennig vor dem Krieg. Aber angesichts des gesunkenen Rohertrags und der um mehr als das Doppelte gestiegenen Preise für die zugekauften Futter- und Streumittel kann man einen Preis von 15 bis 17 Pfennig doch nicht als Milchwucher bezeichnen, zumal sich die Landwirte der hiesigen Gegend in den Monaten der Russeninvasion mit einer Verwertung der Milch in Höhe von nur 5 bis 6 Pfennig begnügen mußten. Auch möge man bedenken, daß die gleichfalls nicht geringer gewordenen Generalunkosten der Wirtschaftsführung (zum Beispiel Amortisation und Versicherung der Gebäude, des toten und lebenden Inventars) sich auf fast durchweg gesunkene Roherträge verteilen, so daß auch hierdurch die auf die Wareneinheit entfallenden Produktionskosten erhöht werden. Würden aber diese gesteigerten Erzeugungskosten durch die Erzeugnispreise nicht mehr gedeckt werden können, so müßte ja nach der Grundanlage der bestehenden Wirtschaftsordnung die landwirtschaftliche Produktion allmählich ins Stocken geraten, was angesichts der wirtschaftlichen Kriegführung unseres Hauptgegners England eine nationale Gefahr bedeuten würde.



IT alledem ist es sehr wohl vereinbar, daß manche Landwirte größere Einnahmen als in Friedenszeiten gemacht haben. Wer seine Wirtschaftsausgaben, was ja privatwirtschaftlich ratsam und bei nicht zu langer Kriegsdauer auch volkswirtschaftlich unschädlich sein kann, nach Möglichkeit verringert hat, beispielsweise auf den Ankauf von Arbeitspferden und von Krafftuttermitteln verzichtet und die Verwendung künstlicher Düngemittel auf das notwendigste Maß eingeschränkt hat, konnte ja bei den hohen Preisen der meisten Agrarprodukte ganz hübsche Summen als *Einnahmen* buchen und in Krieganleihe oder bei den Sparkassen und Kreditgenossenschaften zinstragend anlegen. Aber diese vermeintlichen *Ersparnisse* solcher Landwirte entstammen doch nur einem allmählichen Ausverkauf der Produktivkräfte ihres Bodens und ihres lebenden Inventars, der Verringerung oder der übermäßigen ersatzlosen Ausnutzung ihres Viehbestands. Sie gleichen objektiv (wenn auch nicht der Absicht nach) den Einnahmen eines betrügerischen Pächters, der gegen Ende der Pachtperiode sein Pachtgut ausraubt. Soll bei solchen Verfahren die landwirtschaftliche Produktion nicht auf die Dauer zurückgehen, so muß für die im Boden und im Viehstand aufgespeicherte produktive Kraft, die jetzt von solchen Landwirten ersatzlos in Waren umgewandelt und zu Geld gemacht wird, bald nach dem Krieg (bei dessen längerer Dauer noch während des Krieges) durch erhebliche Neuaufwendungen Ersatz geleistet werden. Hierfür schon jetzt ein Kapital anzusammeln kann solchen Landwirten nicht verwehrt werden. Ließe sich die Landwirtschaft, wie das der Münchener Privatdozent Dr. Leonhard vor 2 Jahren in einem nicht uninteressanten Buch befürwortet hat, in Form einer Aktiengesellschaft betreiben, so wäre eine solche Gesellschaft sogar gesetzlich verpflichtet für diesen Zweck einen angemessenen Reservefonds

aufzuspeichern. Aus der unbestreitbaren Tatsache, daß sich im Verlauf des Krieges in den ländlichen Kreditgenossenschaften und Sparkassen gelegentlich namhafte Geldsummen ansammelten, ist in den letzten Monaten öfter der Schluß gezogen worden, daß die Landwirte die Kriegskonjunktur rücksichtslos ausnutzen und sündhafte Profite einheimsen. Wie abwegig solche Argumentation ist, hat die angestellte Überlegung hoffentlich gelehrt. Die vermeintlichen hohen Ersparnisse der Landwirte sind eben nicht im mindesten (allerdings oft ungeheuerlichen) Kriegsgewinnen gleichzustellen, die manche ihrer Lieferanten, besonders die Futter- und Düngemittelgroßhändler, soweit sie mit gefüllten Lagern in den Krieg eintraten, und gewisse Weiterverarbeiter ihrer Produkte, an erster Stelle Großmühlen und Lederfabriken, in der Tat gemacht haben.

Hier muß auch mit ein paar Worten auf die Darlegungen des Genossen A. Hofer (Pleinlauken) zu den in vorstehendem behandelten Fragen ²⁾ eingegangen werden. Hofer gibt eine nennenswerte Erhöhung der Produktionskosten nur für die Rindviehzucht und die Milchwirtschaft zu. Die schlechte Futterernte, die man zum Teil gehabt habe, wirke insofern erschwerend, als wenige Ersatzstoffe vom Ausland hereinkämen. Durch diese Absperrung der Futtermittel fehle ein wichtiger Faktor, um unsere Herden auf ihrer Höhe zu erhalten. Diesem Zugeständnis fügt nun aber Genosse Hofer sogleich eine erhebliche Einschränkung hinzu, indem er schreibt: »Zum mindesten würde eine Produktionsverteuerung, die durch verschlechterte Qualität unseres Viehbestands eintreten würde, erst allmählich, nach Jahren sich bemerkbar machen. Zurzeit spielt sie jedenfalls noch keine Rolle.« Ich kann dem nicht zustimmen. Der Mangel an eiweißreichen Futtermitteln, das Aufhören der Gruppenfütterung und der regelmäßigen Milchkontrolle, die verschlechterte Viehpflege infolge der Einziehung der qualifizierten Arbeitskräfte haben im Verein mit der Maul- und Klauenseuche, die infolge des ersten Russeneinfalls im Herbst vorigen Jahres ganz Ostpreußen und einen großen Teil Ostdeutschlands überzog, in allen mir bekannten Betrieben die Qualität des Viehstands so sehr herabgedrückt, daß rasch ein beträchtlicher Rückgang in der Milchproduktion eintrat. Im Oktober 1914 wurden beispielsweise in meinem Betrieb nur 8521 Liter Milch in die Meierei abgeliefert gegen 12 400 im gleichen Monat des Vorjahrs, und in den folgenden 6 Monaten der winterlichen Stallfütterung 30 784 Liter im Kriegsjahr gegen 46 431 Liter im Vorkriegsjahr. Dieser Rückgang um mehr als ein Drittel bedeutet natürlich, zumal da er auch während des Weidegangs im Sommer nicht verschwand, eine beträchtliche Steigerung der Produktionskosten.

In dieser Knappheit und Teuerung der Futtermittel sieht Genosse Hofer »die einzige Tatsache, die eine Steigerung der Produktionskosten für einzelne landwirtschaftliche Artikel rechtfertigt«. Vor allem hätten sich die Erzeugungskosten im Ackerbau nicht erhöht. Um zu diesem merkwürdigen Resultat zu gelangen, ignoriert Hofer zunächst völlig die beträchtlichen Mehraufwendungen, die wohl jeder Landwirt gemacht hat, um sich Ersatz für seine ins Heer eingestellten Pferde zu verschaffen. Er berichtet allerdings selbst, daß Besitzer landwirtschaftlicher Großbetriebe zu diesem Zweck Motorpflüge erworben haben, geht aber über diese Ankäufe (natür-

²⁾ Siehe Hofer Die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung, in der Neuen Zeit, 1915-1916, 1. Band, pag. 289 ff.

lich zu Kriegspreisen!) mit der willkürlichen Annahme hinweg: »Sicherlich [!] waren aber diese Anschaffungen für die betreffenden Betriebe ein Bedürfnis, das schon mehr oder weniger vor dem Krieg bestanden haben dürfte [!], und hat der Krieg diesem Bedürfnis nur zur schnellern Befriedigung verholfen.« In Wirklichkeit haben die betreffenden Großbetriebsleiter sich nur deshalb zu einer so kostspieligen Maßnahme mitten im Krieg entschlossen, weil ihnen der Ankauf von Ochsen und besonders Pferden noch teurer erschien. Schlechthin unverständlich ist es, wenn Hofer die Mißernte in Hafer und Gerste, zum Teil auch in Roggen, die infolge der Vorsommerdürre in diesem Jahr in großen Teilen Ostelbiens außerhalb der Niederungsgebiete eingetreten ist, nicht als produktionskostenerhöhend gelten lassen will.

Sehr im Widerspruch zu der Ansicht seiner Fachgenossen befindet er sich auch mit seiner gegen den Reichstagsabgeordneten Dr. Wendorff (Toitz) polemisierenden Behauptung, daß die Preise für Kunstdünger nicht sonderlich in die Höhe gegangen seien. Wenn Hofer zum Beweis hierfür mir zurzeit nicht zugängliche Preislisten der chemischen Fabrik Union in Stettin anführt, die in der Tat für Herbst und Winter des ersten Kriegsjahrs noch keine wesentliche Erhöhung zeigen, so vergißt er, daß die Landwirte mindestens der östlichen Grenzprovinzen in dieser Zeit künstliche Düngemittel wegen Bahnsperre und Waggonmangel nicht heranschaffen konnten. Die anfangs wenig gestiegenen Preise nutzten ihnen daher nichts. Sie mußten, wenn sie nicht auf Anwendung künstlicher Düngstoffe verzichteten, den lokalen Händlern, soweit diese sich rechtzeitig versorgt hatten, die Preise bezahlen, die diese verlangten. Als dann im Frühjahr die Verhältnisse besser wurden, stiegen infolge der gesteigerten Nachfrage und des Knapperwerdens der Rohstoffe (zum Beispiel der Rohphosphate) oder des schlechten Geschäftsgangs jener Fabrikationszweige, deren Nebenprodukte Thomasmehl und schwefelsaurer Ammoniak sind, auch die Fabrikpreise. Schon am 5. Mai dieses Jahres wurde im preußischen Landwirtschaftsministerium zwischen den Verbänden der Landwirte und der Fabrikanten vereinbart beispielsweise den Preis des Ammoniaksuperphosphats von 5,60 Mark für den Zentner auf 7,30 Mark zu erhöhen. Auch der Preis des Kiloprosents Phosphorsäure wurde erheblich heraufgesetzt und zwar beispielsweise für die 16prozentige auf 49 bis 53 Pfennig in den verschiedenen Provinzen bis zum 31. Oktober, und vor kurzem auf 58 bis 60 Pfennig für die nächste Bestellungsperiode. Die Preisvereinbarung vom 5. Mai machte sich natürlich schon für die Frühjahrsbestellung von Gerste, Kartoffeln, Rüben bemerkbar. Dazu kommt, daß die Düngerfabriken seit Kriegsbeginn schwefelsauren Ammoniak, den seit Aussperrung des Chilesalpeters wirksamsten und gangbarsten Stickstoffdünger, meistens nicht mehr für sich allein abgaben sondern Mischdünger (Ammoniaksuperphosphat) herstellten, woran sie mehr verdienten. Der Landwirt, der seinem Acker den nötigen Stickstoff zuführen wollte, mußte daher die oft ganz überflüssige Phosphorsäure mit in den Kauf nehmen, was natürlich die künstliche Düngung gleichfalls verteuerte. Aus allen diesen Gründen ist Hofers Behauptung, »daß sämtliche landwirtschaftliche Produkte dieses Jahres ohne in Betracht fallende Erhöhung der Ausgaben für Kunstdünger gebaut sind«, unrichtig. Wenn Hofer ferner meint, kein Landwirt werde ihm bestreiten, daß Kalidünger nicht teurer gewesen sei, so ist es ihm wohl unbekannt geblieben, daß das Kalisyndikat vom 1. Oktober dieses Jahres ab den Kalipreis erhöht hat.

Von der Teuerung der übrigen kleineren, in ihrer Gesamtheit aber sehr ins Gewicht fallenden Produktionsmittel des Landwirts, zum Beispiel des Leders (der Preis eines Paares Arbeitsschellen stieg hier von 80 bis 90 Mark auf 300 Mark!), der Seilerwaren (Stränge, Leinen, Bindegarn, wegen Knappheit des Hanfes), der Öle und Schmierfette, der Betriebsstoffe für Lokomobile und Motoren (Kohle, Benzin, Benzol, Petroleum), der Seife und Kerzen, endlich der Massennahrungsmittel (eine Tonne Heringe kostet beispielsweise zurzeit 105 bis 130 Mark gegen 40 bis 50 Mark im Frieden): von alledem berichtet Genosse Hofer in einem Artikel, der Die landwirtschaftlichen Produktionskosten und die Teuerung betitelt ist, kein Wort. Seine Untersuchung ist daher recht einseitig und irreführend und offensichtlich durch die Kampfstellung gegen die *Junker*, die er im preußischen Abgeordnetenhaus einnimmt, in ihrem wissenschaftlichen Wert zu Ungunsten der gesamten Landwirtschaft sehr nachteilig beeinflusst. Zur Feststellung der objektiven Wahrheit, die über allem stehen sollte, hat er mit seinem Artikel jedenfalls nicht beigetragen.



Die deutsche landwirtschaftliche Bevölkerung hat im Krieg allen Schwierigkeiten zum Trotz ihren Mann gestellt. Diejenigen Landwirte, die nicht oder noch nicht zu den Fahnen einberufen sind, der mit Selbstverwaltungsämtern und Aufgaben der Kriegsfürsorge überlastete gebildete Gutsbesitzer ebenso wie der seit Jahr und Tag doppelt hart arbeitende Bauer, haben alle ihre geistigen und körperlichen Kräfte in den Dienst der Versorgung des deutschen Volkes mit Nahrungsmitteln gestellt. Geradezu Bewundernswertes aber haben fast durchweg jene Landwirtsfrauen geleistet, deren Männer in der Front stehen. Ganz auf sich selbst gestellt, zwischen Kochtopf und Ackerfeld, zwischen Stall und Kinderstube unermüdlich hin- und hereilend, die Sorge um den fernen Mann oder Sohn im Herzen, haben sie zuerst landfremde großstädtische Arbeitslose, dann sprachenfremde unbeholfene Russen im Mähen und Pflügen und in den übrigen Arbeiten in Feld, Stall und Hof unterwiesen, oft genug auch selbst bei der Ernte oder beim Dampfdrusch schwerste Männerarbeit verrichtet und im ruhelosen stürmischen Auf- und Ab- und Immerhöhersteigen der Preise aller ihrer Bedarfsartikel und mancher ihrer Produkte, im Trommelfeuer tief in ihre Wirtschaftsführung eingreifender Verordnungen, die einander unaufhörlich ergänzten, neu auslegten und abänderten, und in deren Gesamtheit (man denke an die einander jagenden Futtermittel- und Kartoffelverordnungen) sich kaum noch die zuständigen Verwaltungsbeamten auskennen, ihre nicht selten komplizierten Betriebe mit oft verblüffender Sicherheit geleitet. Diese tapferen Frauen, tapfer auch, wenn sie plötzlich Witwen wurden, haben nicht wenig dazu beigetragen, daß das deutsche Volk bis zur nächsten Ernte mit den Hauptnahrungsmitteln Brotgetreide und Kartoffeln ausreichend und zu erschwingbaren Preisen versorgt ist, mit Kartoffeln sogar zu Preisen, die ganz auf dem Niveau früherer Friedenspreise und jedenfalls unter dem Wert liegen, die die Kartoffeln für den Landwirt als Futtermittel haben. Wenn demgegenüber Fleisch, Milch, Butter, Schweineschmalz knapp und bis zu der neuerlichen, verspäteten Höchstpreisfestsetzung überaus teuer geworden waren, so tragen die Landwirte daran viel weniger schuld als unsere Futtermittel- und Viehhaltungspolitik seit Kriegsbeginn und vor allem die nicht


genug zu beklagende Massenabschlachtung von 9 Millionen Schweinen, zu der wir uns im letzten Winter und Frühjahr durch die Preßagitation professoraler Dilettanten leider haben verleiten lassen.


Wenn nach alledem die deutschen Landwirte im großen und ganzen ihre Pflicht getan und im allgemeinen Volksinteresse persönliche, und viele von ihnen angesichts der teilweisen Mißernte, die in Ostdeutschland infolge der langen Vorsommerdürre eingetreten ist, auch finanzielle Opfer gebracht haben, so können sie auch verlangen, daß bei den öffentlichen Erörterungen über die Teuerung der Nahrungsmittel ihre gestiegenen Produktionskosten einige Berücksichtigung finden, und daß man nicht wieder in die vor dem Krieg so oft geübte Unsitte zurückfällt über die deutsche Landwirtschaft ohne genügende Sachkenntnis oder gar mit parteipolitischer Voreingenommenheit abzuurteilen und den Stab zu brechen. Das tut man aber, wenn man, wie leider so oft in den letzten Wochen, die Millionen der landwirtschaftlichen Bevölkerung verdächtigt, sie halte Kartoffeln und Schweine absichtlich zurück, um die Preise noch höher zu treiben; während doch in Wirklichkeit die Schweine auf dem Land wegen des unverständigen Massenmords der nützlichen Tiere gegen Ende des Frühjahrs knapp geworden waren, und die Kartoffeln, als die stürmische Nachfrage der Städte auftrat, auf vielen Gütern des frühen Frostes wegen noch nicht vollständig geerntet oder wegen der Ackerbestellung und des Getreidedrusches noch nicht zur Bahn geliefert werden konnten. Solche unzutreffenden Vorwürfe sind geeignet die Erbitterung von den englischen Aushungerungsversuchen auf die deutschen landwirtschaftlichen Produzenten abzuleiten und die Einmütigkeit zwischen Stadt und Land, zwischen Bauer und Industriearbeiter, die zum erfolgreichen Ausgang des Krieges unentbehrlich ist, zum Nutzen unseres Hauptfeinds empfindlich zu stören.

Auch sollte man gerade jetzt, wo der Krieg auch den eingeschworenen frühern Antiagrariern dahin belehrt haben sollte, daß die Landwirtschaft einen national unerläßlichen, gemeinnützigen Produktionszweig darstellt, es vermeiden an den Grundlagen jener Wirtschaftspolitik zu rütteln, der die deutsche Landwirtschaft ihre jetzt offensichtlich zum allgemeinen Besten ausschlagende unerreichte Leistungsfähigkeit verdankt. Die nach langem, erklärlichem Schweigen (denn Deutschlands Lage im Weltkrieg hätte Angriffen auf die Politik des Agrarschutzes jeden Resonanzboden im Volk entzogen) unter dem Einfluß der Teuerung in den letzten Monaten sich allmählich wieder hervorwagenden Bestrebungen unsere Agrarpolitik im Sinn des Freihandels zu revidieren sind gerade jetzt doppelt bedenklich. Seit Kriegsbeginn lebt nämlich die deutsche Landwirtschaft (am meisten hier im Osten, wohin im Herbst 1914 künstliche Düngemittel, Baumaterialien und andere landwirtschaftliche Produktionsmittel der andauernden Bahnsperren wegen nicht herangeschafft werden konnten) vom Abbau der alten Kraft ihrer Äcker und des im Frieden hochgezüchteten Leistungsvermögens ihrer Pferde- und Viehbestände. Sie sucht der hohen Kriegspreise wegen Neubauten, kostspieligere Gebäudereparaturen, Neuanschaffungen von Maschinen, kurz alle nicht unbedingt nötigen Kapitalinvestitionen zu vermeiden. Auch auf die Düngung ihrer Äcker mit dem wichtigsten und wertvollsten Pflanzennährstoff, dem jetzt überaus knappen Stickstoff, muß sie fast völlig verzichten, da Chilesalpeter nicht mehr eingeführt werden kann

und die im Inland produzierten Stickstoffverbindungen teurer und weniger wirksam sind. Alle diese durch den Krieg erzwungenen Versäumnisse müssen bald nach Friedensschluß (wenn dieser noch lange ausbleibt, nach Möglichkeit schon vorher) nachgeholt werden, wenn die jetzt vom alten Fett zehrende Landwirtschaft wieder auf ihre frühere Leistungsstufe emporgehoben werden soll. Es wird daher spätestens nach Friedensschluß eine gewaltige Kapitalanlage in der deutschen Landwirtschaft nötig werden. Diese im allgemeinen Interesse liegende Neuinvestierung von Kapital würde aber nicht im erwünschten Umfang vorgenommen werden, wenn die Landwirte und ihre Kreditgeber durch freihändlerische Agitationen ernsthaft beunruhigt werden würden. Man möge deshalb auf diese unzeitgemäßen Agitationen und übertriebenen Angriffe auf die *Agrarier*, die im Lager der Gegner Deutschlands neue Hoffnungen erweckt haben und die Wiederherstellung unserer alten Leistungsfähigkeit in der Agrarproduktion hemmen können, Verzicht leisten, um dem britischen Angriff im wirtschaftlichen und politischen Leben der Daheimgebliebenen ebenso wie in Heer und Flotte auch fernerhin eine einmütige Volksfront entgegenzustellen.

XX
WALT WHITMAN · STOLZE MUSIK DES STURMS ·
ÜBERTRAGEN VON MAX HAYEK

TOLZE Musik des Sturms,
 Geblase, das so frei dahinfegt, die Prärieen durchpfeifend,
 Starkes Gebrumme der Waldbaumwipfel, Wind der Gebirge,
 Verkörperte, undeutliche Gestalten, ihr heimlichen Orchester,
 Ihr Serenaden von Phantomen mit munteren Instrumenten,
 Den Rhythmus der Natur vermengend mit allen Zungen der Nationen;
 Ihr Akkorde, gleich als hätten gewaltige Tondichter euch hinterlassen,
 ihr Chöre,
 Ihr formlosen, freien, religiösen Tänze, ihr vom Orient,
 Ihr gedämpften Klänge der Flüsse, fallender Katarakte Geheil,
 Ihr Geknatter ferner Flinten bei sausender Reiterei,
 Echos der Felder mit all dem vieltönigen Stiergebrüll:
 In wildem Wirbel euch aufhäufend, die späte Mitternacht erfüllend, zur
 Ohnmacht mich bezwingend,
 Warum, in meine Schlafkammer dringend, habt ihr mich ergriffen?

OMM hervor, o meine Seele, und laßt alles übrige sich zurück-
 ziehen,
 Lausche, lasse dir nichts entgehen: Du bist es, der sie zustreben,
 Die Mitternacht zerteilend, in meine Schlafkammer dringend,
 Für dich, o Seele, singen und tanzen sie.

Ein festlicher Gesang,
 Das Duett von Bräutigam und Braut, ein Hochzeitsmarsch,
 Von den Lippen der Liebe und den Herzen Liebender, voll bis zum Rande
 mit Liebe,
 Den rot aufglühenden Wangen und Wohlgerüchen, der schwärmenden Fest-
 gesellschaft, voll freundlicher Gesichter, jung und alt,
 Zu der Flöten reinen Noten und tönender Harfen Cantabile.

Jetzt: laute, näherkommende Trommeln:
 Victorial! Siehst du im Pulverdampf die zerfetzten, aber wehenden Banner?
 die regellose Flucht der Überrumpelten?
 Hörst du das Gejauchze eines siegreichen Heeres?
 <Ah, Seele, die Seufzer der Frauen, die Verwundeten, stöhnend im Todes-
 kampf,
 Das Zischen und Prasseln der Flammen, die geschwärzten Trümmer, der
 Städte glimmende Asche,
 Der Grabgesang und die Verwüstung der Menschheit!>

Jetzt erfüllen mich Gesänge der Antike und des Mittelalters,
 Ich sehe und höre alte Harfner mit ihren Harfen an den Festen von Wales,
 Ich höre die Minnesänger ihre Lais der Liebe singen,
 Ich höre die Minstrels, die fahrenden Sänger und Troubadoure des Mittel-
 alters.

Jetzt erdröhnt die große Orgel,
 Bebebend, während untergründig <gleich den verborgenen Fußangeln der Erde,
 An denen aufsteigend ruhen und aus denen hervorbrechend hängen
 Alle Formen der Schönheit und Anmut und Kraft, alle Farbenspiele, die
 wir kennen,

Grüne Streifen Grases und trillernde Vögel, hüpfende, spielende Kinder,
 die Himmelswolken über uns>

Die starke Grundfläche standhält und ihr rhythmischer Lebensstrom nicht
 aussetzt,

Umflutend, tragend, durchdringend alles Übrige, Mutterkraft allem Übrigen,
 Und mit ihm jedem Instrument in Mengen,

Den spielenden Spielern, der ganzen Welt Musikanten,
 Den feierlichen Hymnen und allen anbetungweckenden Messen,
 Allen leidenschaftlichen Herzgesängen, kummervollen Anrufen,
 Den unermesslichen, süßen Vokalisten der Zeitalter,

Und für ihr richtig Teil anstimmend der Erde eigenen Tönekreis
 Aus Winden und Wäldern und mächtigen Ozeanwellen,
 Ein neu besetztes Orchester, Verbinder der Jahre und Klimate, zehnfache
 Erneuerer,

Wie von urfernen Tagen die Dichter erzählen, das Paradiso,
 Das Abirren aus ihm, die lange Trennung, aber nun: die vollbrachte Wander-
 schaft,

Die Reise getan, der Wanderer heimkehrend,
 Mensch und Kunst aufs neu mit der Natur verschmolzen.

Tutti! Für Erde und Himmell!

<Der Allmächtige Kapellmeister hat nun für dies eine Mal den Taktstock
 dazu erhoben.>

Die männliche Strophe aller Hausväter der Welt

Und aller Frauen Gegengesang.

Die Stimmen der Violinen,

<Ich glaube, o Stimmen, ihr sagt dies Herz aus, das sich nicht selbst aus-
 sagen kann,

Dies brütende, sehnsüchtige Herz, das sich nicht selbst aussagen kann.>



H, des kleinen Kindes . . .

Du weißt, Seele, wie mir alle Laute zu Musik werden,
Meiner Mutter Stimme im Schlummerlied, im Kirchenlied
(Die Stimme, o zarte Stimmen, des Gedenkens Liebesstimmen,
Letztes aller Wunder, o der Mutter, der Schwestern teuerste
Stimmen),

Der Regen, das schwellende Korn, der Windhauch im langblättrigen Korn,
Der rhythmische Schlag der Brandung auf dem Sand,
Der zwitschernde Vogel, des Habichts scharfer Schrei,
Der wilden Wasservogel nächtliche Noten, wenn sie, tiefen Fluges, nach
Nord oder Süd ziehen,
Der Psalm in der ländlichen Kirche oder, inmitten der Baumbüsche, die
Versammlung auf freiem Feld,
Der Fiedler in der Schenke, die laute Lust, der langandauernde Matrosen-
gesang,
Das gebeugte Hornvieh, das blökende Schaf, der krähen Hahn der
Morgendämmerung.

Alle Gesänge der bekannten Länder nähern sich mir und umtönen mich,
Alle deutschen Weisen von Freundschaft, Wein und Liebe,
Irische Balladen, heitere Gígues und Tänze, englische Lieder,
Chansons von Frankreich, schottische Melodien und alle die übrigen,
Italiens unvergleichliche Tongedichte.

Quer über die Bühne, bleichen Angesichts, doch dunkler Leidenschaft voll,
Schreitet stolzen Schrittes Norma, den Dolch in der Hand schwingend.
Ich sehe der armen, wahnsinnigen Lucia Augen in unnatürlichem Gefunkel,
Frei und aufgelöst fällt ihr Haar den Rücken hinab.
Ich sehe den bräutlichen Garten, wo Ernani,
Im Dufthauch nächtlicher Rosen, strahlend wandelt, die Braut am Arm,
Höre den teuflischen Ruf, die Todesbürgschaft des Horns.
Die gekreuzten Schwerter und grauen Haare, dem Himmel entblößt,
Der Welt klaren, elektrischen Baß und Bariton,
Das Posaunenduo, Libertad für ewig!

Aus der spanischen Kastanien dichtem Schatten,
Durch alte, drückende Klostermauern hindurch einen Klagegesang,
Den Gesang der verlorenen Liebe, der Jugend und des Lebens Fackel aus-
gelöscht in Verzweiflung,
Den Gesang des sterbenden Schwans, des Fernando brechendes Herz.

Aus ihren Schmerzen erwachend singt zuletzt die genesene Amina,
Reich wie die Sterne und heiter wie das Licht des Morgens sind die Ströme
ihrer Freude.

Die schwellend-fruchtbare Frau nähert sich
(Das strahlende Gestirn, Venus contr'alto, die blühende Mutter,
Die Schwester der luftigsten Götter, das Ich der Alboni vernehm' ich).



CH höre die Oden, Symphonieen und Opern,

Ich höre in Wilhelm Tell die Musik eines aufgerüttelten, zornigen
Volkes,

Ich höre Meyerbeers Hugenotten, den Propheten oder Robert,
Gounods Faust oder Mozarts Don Juan.

Ich höre die Tanzmusik aller Nationen,
Den Walzer, einige köstliche Takte, dahinhüpfend, in Seligkeit mich badend,
Den Bolero zu klingenden Gitarren und klappernden Kastagnetten.

Ich sehe religiöse Tänze, alte und neue,
Ich höre den Klang des hebräischen Saitenspiels,
Ich sehe die Kreuzfahrer auf dem Marsch, zum Schall der Zymbeln das
Kreuz hochtragend,

Ich höre Derwische eintönig singend, dazwischen eingestreut rasende Auf-
schreie, wenn sie sich herumwerfen, immer gen Mekka sich hin-
wendend,

Ich sehe die verzückt religiösen Tänze der Perser und Araber,
Zu Eleusis sodann, der Demeter Heimat, sehe ich die modernen Griechen
tanzen,

Ich höre sie in die Hände klatschen, wenn sie ihre Körper beugen,
Ich höre das metrische Schleifen ihrer Füße.

Ich sehe weiter den wilden, alten korybantischen Tanz, dessen Tänzer ein-
ander verwunden,

Ich sehe die römische Jugend zum schrillen Laut der Flageolettpfeifen
die Waffen werfend und sie wieder fangend, wenn sie in die Knie
sinkt und sich wieder erhebt,

Ich höre des Muezzin Ruf von der muselmanischen Moschee,
Ich sehe die Gläubigen in ihr, weder Zeremonie noch Predigt, weder Bild
noch Wort,

Sondern schweigende, seltsame, demütige, erhobene, glühende Häupter, in-
brünstige Gesichter.

Ich höre die vielsaitige Harfe Ägyptens,
Die ersten Gesänge der Bootsmänner am Nil,
Die geheiligten kaiserlichen Hymnen Chinas,
Zu den feinen Tönen des Königs (das angeschlagene Holz, den Stein)
Oder zu Hinduflöten und zum ärgerlichen Singsang der Vina
Eine Bajaderenschar.



UN verlassen mich Asien und Afrika: Europa, sich meiner be-
mächtigend, macht mich erschwellen.

Die ungeheuren Orgeln und Kapellen höre ich wie aus mächtigen
Stimmenchören,

Luthers kraftvollen Kirchengesang »Ein' feste Burg ist unser Gott«,
Rossinis Stabat Mater dolorosa,
Oder, irgendeinen hohen Dom durchflutend, den schimmerfarbige Fenster
verdüstern,

Das leidenschaftliche Agnus Dei oder Gloria in Excelsis.

Tondichter! Mächtige Maestri!
Und ihr, süße Sänger alter Länder, Soprani, Tenori, Bassi!
Ein neuer Barde, den Lobgesang im Westen anstimmend,
Sendet euch ehrfurchtsvoll seine Liebe zu.

⟨Also dir zugeführt, o Seele,
Führe alle Gefühle, alle Musik und allen Gehalt dir zu,
Aber nun dünkt mich, der Ton führe alles übrige heran.⟩

Ich höre den alljährlichen Gesang der Kinder in der Sankt Pauls Kathedrale,
Oder, unter dem hohen Dach einer kolossalen Halle, die Symphonieen und
Oratorien Beethovens, Händels oder Haydns,
Die Schöpfung umspült mich mit Wellenschlägen der Gottheit.

Gebt mir Kraft alle Klänge zu ertragen ⟨wahnsinnig mich windend, schreie
ich auf⟩,
Erfüllt mich mit allen Stimmen des Universums,
Begabt mich mit allen ihren Herzschlägen, auch denen der Natur,
Den Stürmen, Gewässern, Winden, Opern und Liedern, Märschen und
Tänzen,
Sprecht aus, gebt ein: denn ich möchte sie alle in mir tragen.



ANN erwachte ich langsam,
Und, der Musik meines Traumes eine Weile hingegeben, nach-
sinnend,
Nachsinnend allen diesen Erinnerungsbildern, dem Sturm in seiner
Raserei,

Und allen den Gesängen der Soprane und Tenore,
Und den verzückten orientalischen Tänzen religiöser Glut,
Und den süßen, mannigfachen Instrumenten und der Fülle der Orgeln
Und allen den kunstlosen Klagen der Liebe und des Kammers und des
Todes,

Sagte ich zu meiner schweigenden, wißbegierigen Seele, die dem Bett der
Schlafkammer entstieg:

Komm, denn ich habe den Schlüssel gefunden, den ich so lange gesucht.
Laß uns neu erfrischt in den Tag hineingehen,
Munter das Leben aufnehmend, die Welt durchwandernd, die wirkliche,
Hinfort genährt von unserm himmlischen Traum.

Und ich sagte außerdem:

Am Ende war das, was du gehört hast, o Seele, gar nicht der Klang der
Winde,

Noch der Traum des rasenden Sturms, noch des Seefalken Schwingenschlag
oder schneidender Schrei,

Noch des sonnenleuchtenden Italiens reiner Lautgesang,

Noch der deutschen Orgel Majestät, noch das mächtige Stimmengewühl,
noch der Harmonieensängerchor,

Noch der Hausväter und Ehefrauen Strophe, noch der Schall marschierender
Soldaten,

Noch Flötenlaut, noch Harfenton, noch Stiergebrüll der Felder,

Sondern ein neuer Rhythmus, dir zu eigen,

Gedichte, überschreitend den Pfad vom Leben zum Tod, unbestimmt herge-
weht im Hauch der Nacht, unergriffen, ungeschrieben,

Die uns am dreisten Tag ans Werk gehen heißen sie aufzuzeichnen.

XX

ALBERT BILLIAN · BEDEUTUNG UND TÄTIGKEIT DER ARBEITERSEKRETARIATE WÄHREND DER KRIEGSZEIT



IE das gesamte Wirtschaftsleben so ist natürlich auch das Rechtsleben durch den Weltkrieg heftigen Erschütterungen ausgesetzt worden. Es gibt fast keine private oder öffentliche Rechtsbeziehung, die nicht nach irgendeiner Seite hin Veränderungen unterlag. Von Woche zu Woche stieg die Zahl der Gesetze und Verordnungen, die durch den Krieg notwendig geworden waren. Die gleiche Kopflosigkeit, die sich in manchen Schichten zu Beginn der Kriegszeit in dem Sturm auf die Sparkassen und in den planlosen Lebensmitteleinkäufen zeigte, machte sich auch in der Auffassung der Rechtsfragen fühlbar. Dadurch allein schon erhielt das Rechtsauskunftswesen im Krieg eine noch größere Bedeutung als ihm ohnehin in Friedenszeiten zukam. In den Arbeitersekretariaten war die Zahl derjenigen Besucher nicht unbeträchtlich, die da glaubten, daß man während des Krieges Schulden, und ebenso Steuern, Miete, Alimente, nicht zu zahlen brauche, daß Arbeitsverträge ohne Kündigung gelöst werden könnten und dergleichen mehr. Rechtsbelehrung war also dringender nötig denn je. Vor allen Dingen aber wurde sie unentbehrlich zur Beratung über die vorhin erwähnten Kriegsgesetze und -verordnungen. Hier stand das Publikum neuen, veränderten Rechtsbegriffen gegenüber, mit denen es schon deshalb nichts anzufangen wußte, weil die Kompliziertheit der neuen Bestimmungen ein Selbststudium sehr schwierig machte, und eine Rechtsbelehrung, außer in den Fachzeitschriften, nirgends geboten wurde. Hier griffen die Arbeitersekretariate helfend ein; sie gewährten nicht nur Rechtshilfe und erteilten Auskünfte sondern suchten auch durch belehrende Artikel in der Tagespresse aufklärend zu wirken.

Die Arbeitersekretäre hatten zunächst keine leichte Aufgabe. Sie mußten sich nicht nur der veränderten Rechtslage anpassen und alle Gesetzesänderungen verfolgen sondern sich auch mit Gesetzen bekannt machen, mit denen sie bisher wenig oder nichts zu tun hatten, wie mit dem Familienunterstützungs-, dem Militärhinterbliebenen-, dem Mannschaftsversorgungsgesetz und anderen mehr. Die Zahl der Auskünfte, die auf diesen Gebieten erteilt wurden, hat jedoch den erwarteten Umfang nicht angenommen. Das ist wohl auf die an vielen Orten gegründeten Auskunftsstellen und nicht zuletzt auf die tätige Mitarbeit der Arbeiter in den Kriegshilfskommissionen zurückzuführen. Zweifellos wird aber nach Friedensschluß den Sekretariaten ein erhebliches Maß von Arbeit in der Rechtshilfe für Kriegsverletzte erwachsen. Die Arbeitersekretäre sind durchweg Männer, die aus der Arbeiterklasse hervorgingen und mit den Anforderungen und Gefahren der verschiedenen Berufe wohl vertraut sind. Sie sind daher in der Lage Kriegsverletzten, die ihren frühern Beruf nicht mehr ausüben können, wertvolle Dienste durch Berufsberatung zu leisten.

Auf dem Feld der Sozialpolitik sind durch Reichstag und Bundesrat für die Arbeiterschaft wichtige neue Gesetze und Verordnungen geschaffen worden. Der Krieg, dieser harte Lehrmeister, hat auch eine Ausdehnung der Sozialpolitik gebracht, deren Wert für die nationale Selbstbehauptung nun erst

wirklich zutage trat. So ist auch die Kriegswochenhilfe nicht darum eingeführt worden, um lediglich einem Notstand zu steuern. Es war vielmehr eine nationale Notwendigkeit in einer Zeit, in der Gevatter Tod eine so reiche Ernte hält, für den Nachwuchs im Volk zu sorgen. Bei der Durchführung dieser sozialpolitischen Notgesetze war wiederum die Mithilfe der Arbeitersekretariate dringend erforderlich. Die Neuerungen wurden nicht überall sofort verstanden; an vielen Orten gab es auch Schwierigkeiten bei der Erhebung der Kriegswochenhilfe. Kriegern, die während der ersten 3 Wochen nach ihrem Ausscheiden aus der Krankenkasse eine Verwundung erlitten, aber die Mitgliedschaft nicht weiter aufrechterhielten, galt es das Krankengeld zu sichern. Ein heftiger Streit entbrannte ursprünglich über die Frage, ob Einberufene berechtigt seien Krankengeld zu beziehen; heute wird dieses Recht nicht mehr bestritten, es erübrigt sich deshalb hier näher auf diesen Punkt einzugehen. Wichtig war es auch, daß die Sekretariate die Einberufenen auf die Notwendigkeit hinwiesen die Krankenkassenmitgliedschaft aufrechtzuerhalten.

Wie schon daraus allein hervorgeht, haben die Arbeitersekretariate dem ursprünglichen Zweck ihrer Gründung, der sozialen Rechtsberatung, auch jetzt im Krieg genügen können; sie bilden die Stelle, an der die Arbeiterschaft in allen Fragen der sozialpolitischen Gesetzgebung sachkundige Berater findet. Dabei hatten die Arbeitersekretäre von neuem Gelegenheit festzustellen, wie verfehlt die oft ausgesprochene und früher selbst von Wissenschaftlern vertretene Meinung ist: die Ausdehnung der sozialen Fürsorge lasse das Verantwortungsgefühl des einzelnen schwinden und trage so zur moralischen Degeneration bei. Gerade jetzt hat es sich umgekehrt wieder erwiesen, welch starke physische und moralische Kraft in der sozialen Gesetzgebung steckt. So bedauerlich es ist, daß dieser Beweis durch ein so furchtbares Ereignis wie den Krieg erbracht werden mußte, so wird doch das gewaltige Material, das gegenwärtig für den Wert dieser Gesetzgebung gesammelt werden konnte, die beste Abwehr gegenüber jedem etwaigen künftigen Widerstandsversuch bieten.

Aber auch auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts werden die Arbeitersekretariate jetzt immer häufiger zu Rate gezogen. An und für sich ist der Krieg ohne Einfluß auf bürgerliche Rechtsverbindlichkeiten; insbesondere werden laufende Verträge (Miets-, Dienst-, Kaufvertrag) durch ihn nicht berührt. Durch die Einberufung des Familienvaters und den damit verbundenen Fortfall der Einnahmequelle sind aber viele nicht imstande ihre Verbindlichkeiten zu erfüllen. Um hier Härten, vor allem beim Miets- und Kaufvertrag zu vermeiden (Räumung der Wohnung, Wegnahme auf Abzahlung gekaufter Möbel), wurden einige recht wichtige Gesetze geschaffen, so das Gesetz betreffend den Schutz der in Folge des Krieges an der Wahrnehmung ihrer Interessen behinderten Personen, wie die Bundesratsverordnung betreffend gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen. Obwohl nach dem ersten Gesetz in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten, die bei den ordentlichen Gerichten anhängig sind oder anhängig werden, das Verfahren zu ruhen hat, wenn eine Partei zu den mobilen Truppen der Land- oder Seemacht gehört, wurden dennoch Klagen gegen Kriegerfrauen und Krieger erhoben. Auch an den Schutzgesetzen selbst wurde gedreht und gedeutelt. Es kamen Räumungsklagen gegen Kriegerfrauen vor, die den Mietsvertrag nicht mit

unterzeichnet hatten, und einzelne Hausbesitzer gingen dabei recht rücksichtslos vor; sogar in die Schützengräben wurden Wohnungskündigungen gesandt. Ebenso versuchten oft Abzahlungsgeschäfte mit allen Mitteln von den Kriegerfrauen ihre Zahlungsforderungen einzutreiben. Mahnungen und Drohungen aller Art wurden dabei angewandt. In allen solchen Fällen mußten wieder die Arbeitersekretariate helfend eingreifen. Heute, wo selbst der alte Landsturmmann ohne Rücksicht auf seine häuslichen Verhältnisse zur Fahne berufen wird und vielleicht sein Leben hergeben muß, wird es besonders bitter empfunden, wenn der Familie wegen ein paar Mark Schulden Schwierigkeiten erwachsen, und um so mehr als diese Schulden ja gerade durch den Kriegsdienst des Mannes entstehen. Es hätte deshalb wohl erwartet werden können, daß bei der Auslegung der Gesetze in Streitfällen besondere Rücksicht auf die Zeitumstände genommen würde. Daß dies nicht der Fall war, lag oft weniger an dem Willen oder dem Unverständnis der einzelnen Richter als an ihrer Überlastung im Beruf, die jetzt natürlich noch stärker ist als in gewöhnlichen Tagen. Es lag aber auch an der Starrheit und Umständlichkeit unseres gegenwärtigen Gerichtsverfahrens, die man jetzt auch in bürgerlichen Kreisen erkennt, so daß wir wohl auf eine Reform nach dem Krieg hoffen dürfen. Sollte eine solche kommen, so müßten jedenfalls auch die Arbeitersekretariate zur Vorberatung zugezogen werden; denn auch sie sind soziale Beobachtungsstationen, und sie kennen die Bedürfnisse des Volkes wie die Mängel unserer Rechtspflege aus praktischer Erfahrung.

Vor allem ist nunmehr zu verlangen, daß die Arbeitersekretäre ausnahmslos zur Vertretung ihrer Klienten bei den Gerichten zugelassen werden. Manche unnötige Klage wird durch ihren Einfluß verhindert; nur dort wird von ihnen zur Klage geraten, wo ein berechtigter Anspruch vorliegt und Aussicht auf Erfolg besteht. Und es ist fraglos ein unwürdiger Zustand, wenn in der einen Stadt die Sekretäre bei den ordentlichen wie bei den Gewerbegerichten Zutritt haben, in der andern nicht. Hier bedarf es dringend einer einheitlichen gesetzlichen Regelung. Im übrigen ist eine kostenlose Vertretung der unbemittelten Klassen vor den bürgerlichen Gerichten auch aus einem andern Grund geboten. Gerade die Arbeitersekretariate (und die anderen gemeinnützigen Rechtsauskunftsstellen) führen seit langem einen Kampf gegen alle Arten von Schwindelunternehmern, die die Unerfahrenheit der ärmeren Volksschichten ausnutzen und ihnen für minderwertige Waren oder Leistungen unbillig hohe Preise abfordern. Diese Leute hätten auch vor Gericht nicht so leichtes Spiel, wenn die Rechtsunkenntnis so vieler Arbeiter ihnen nicht zu Hilfe käme, wenn ihnen in den Sekretären rechtskundige Gegner gegenüberständen. Eine große Zahl von Arbeitern wird fortgesetzt, wie die Jahresberichte der Arbeitersekretariate und Auskunftsstellen lehren, dadurch geschädigt oder in ihren Ansprüchen verkürzt, daß sie die ihnen zustehenden Rechte nicht kennen. Solche Fälle werden nur durch eine systematische Rechtsbelehrung des ganzen Volkes allmählich ausgeschaltet werden können. Hier ergibt sich für die Arbeitersekretariate eine bedeutungsvolle Aufgabe. Das Material, das dort gesammelt wird, ist für die Praxis unserer Rechtspflege lange noch nicht genügend ausgenutzt. Eine Fülle von Erfahrungen ist dort niedergelegt, aus denen Fehler erkannt, notwendige Verbesserungen hergeleitet werden sollten.

Wir wollen hoffen, daß alle Lehren, die uns der Krieg auch in diesem Punkt gegeben hat, in unserer zukünftigen Gesetzgebung Berücksichtigung finden. Bringt uns die neue Zeit dann mehr Bewegungsfreiheit und mehr Entgegenkommen seitens der Behörden, so werden wir das gern anerkennen und mit um so größerer Freude auch weiterhin durch unsere Tätigkeit dem einzelnen und damit zugleich der Gesamtheit unseres Volkes zu dienen suchen.

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Paul Kampffmeyer

Generalkommission 1890 bis 1915 Das Heft der Sozialistischen Monatshefte vom 16. November 1915 war vorzüglich dem 25. Jahrestag der Gründung der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands gewidmet. Mit dem 16. November 1890 setzte eine neue Phase der Gewerkschaftsbewegung auf der Grundlage des streng zentralistischen, durch starke Unterstützungseinrichtungen befestigten Gewerkschaftsverbands ein. 4 Sturm- und Drangjahre, ausgefüllt mit leidenschaftlichen Kämpfen um die Organisationsform bringen endlich die zentralistische Tendenz der deutschen Gewerkschaften zum Sieg. »An Mitgliederzahl geschwächt«, so lesen wir im Korrespondenzblatt der Generalkommission vom 13. November 1915, »aber an Mitteln und Widerstandsfähigkeit erheblich gekräftigt, traten die Gewerkschaften in die Periode des Wirtschaftsaufschwungs im Jahr 1895 ein, um in stürmischen Kämpfen für die Arbeiterklasse die Früchte der zähen Organisationsarbeit hereinzubringen. Diese Periode schloß mit dem Jahr 1900. In diesem Jahr fünf dehnten sie ihre Kaders von 259 000 auf 680 000 Mitglieder aus, füllten ihre Kampfunds von 1/3 auf 7/4 Millionen Mark an und führten mehr als 480 000 Mitglieder in Kämpfe, die mehr als 11 Millionen Mark kosteten und zu 75 % vollen oder teilweisen Erfolg brachten. In diesem Jahr fünf widerstanden sie aber auch dem vereinten Ansturm der Unternehmerklasse und der Regierung, die die Anreizung zum Streik und die Hinderung an freiwilliger Arbeit mit Zuchthausstrafe bedrohen wollten.« Mit der Wirtschaftskrise, die nun folgte, begann die Aussperungsstrategie der Unternehmerverbände. Das Korrespondenzblatt schreibt über diese Epoche der Gewerkschaftsbewegung: »Die Gewerkschaften setzten

ihnen die kühle Abwehrtaktik entgegen und wichen den Machtkämpfen aus. Um so mehr fanden sie in den Tarifverträgen das Mittel ihre Errungenschaften gegen Abbröckelung zu sichern. Nach kurzem Stocken steigerten sie bis zum Ende dieser ungünstigen Periode (1904) ihre Mitgliederzahl auf 1 052 000 und ihre Vermögen auf 16,1 Millionen Mark. Zwei Kämpfe von großer Bedeutung fielen in diese Zeit, der Crimmitschauer Textilarbeiterkampf 1903-1904 und der Bergarbeiterstreik anfangs 1905, die die Arbeiterklasse zu Riesenleistungen der Solidarität anspornten und eine immense Werbekraft für die Organisation entfalteten. Das Jahr 1904 brachte einen Zuwachs von 165 000, das Jahr 1905 einen solchen von 298 000 Mitgliedern.« Abermals drohte das Unternehmertum mit der Aussperrung ganzer Industriezweige, doch die Arbeiter suchten gerade Rückendeckung in den Gewerkschaften, und so mehrte sich die Schar der streitbaren Gewerkschafter von 1 344 803 im Jahr 1905 auf 1 865 506 am Schluß des Jahres 1907. Die Jahre 1908 und 1909 waren Jahre schwerer Arbeitslosigkeit, die etwas die Ziffern der Gewerkschaften zum Sinken brachten, aber schon das Jahr 1910 ließ das Gewerkschaftsheer auf über 2 Millionen Kämpfer anschwellen. Am Schluß des Jahres 1913 waren über 2 1/2 Millionen Arbeiter freigewerkschaftlich organisiert. Infolge eines Vierteljahrhunderts harter wirtschaftlicher Kämpfe und emsiger aufbauender gewerkschaftlicher Arbeit hat sich eine tiefgreifende Änderung in den deutschen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen vollzogen. Mit berechtigtem Stolz schreibt das Korrespondenzblatt: »Die Gewerkschaften hatten es durch ihre Lohnbewegungen dahin gebracht, daß für 1/3 Millionen Arbeiter die Arbeitsbedingungen tarifvertraglich geregelt, also dem Herrenrecht der Unternehmer entzogen und der Kontrolle der Gewerkschaft

unterstellt waren, und in mehr als 90 % der Tarifverträge bildete der Zehnstundentag die obere Grenze der Arbeitsdauer.«

Die »Elemente eines neuen Arbeitsrechts« bildeten sich also. Die Gewerkschaften verdrängten nämlich in steigendem Maß durch den Abschluß von Tarifverträgen den individuellen durch den kollektiven Arbeitsvertrag. Sie erkämpften der Arbeiterschaft innerhalb eines sich ständig erweiternden Rahmens das Mitbestimmungsrecht in den grundwichtigen Fragen der Lohn- und Arbeitszeitregelung, der Werkstättenhygiene usw. Sie veränderten dadurch den sozialrechtlichen Charakter des kapitalistischen Betriebs selbst. Aber damit nicht genug, dehnten die Gewerkschaften durch die Arbeiterschutzgesetzgebung das Kontrollrecht des Staates über die kapitalistischen Unternehmungen aus und drängten zu einer staatlichen Regelung der Arbeitsverhältnisse hin. Ein Einbruch in das Recht des *Herrn im Hause* erfolgte also durch die Gewerkschaften von zwei Seiten. Die soziale Stellung des Lohnarbeiters in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erhielt eine wesentliche Änderung dadurch, daß die Gewerkschaften vermitteltst der sozialen Gesetzgebung und vermitteltst eigener Unterstützungseinrichtungen die Grundlagen eines Existenzrechts zu schaffen suchten. Die deutsche soziale Gesetzgebung wollte Arbeiter vor den existenzvernichtenden Folgen von Krankheit, Unfall und vorzeitiger Invalidität sichern. Diese Gesetzgebung suchten die Gewerkschaften möglichst zu erweitern. Deutsche Gewerkschafter organisierten die Wahlen zu den Krankenkassen und Landesversicherungsanstalten und suchten in diesen Institutionen großzügige sozialhygienische Programme zu verwirklichen. Sie schufen ferner das Fundament einer tragfähigen Arbeitslosenversicherung und bahnten somit der gesetzgebenden Tätigkeit des Staates einen neuen Weg. Nicht unerheblich wirkten sie durch die Begründung von Arbeitersekretariaten auf den sozialen Geist der Rechtsprechung ein. Sie verrichteten eine wichtige Vorarbeit für die Einführung einer unentgeltlichen Rechtshilfe, und sie erweiterten und vertieften sozial durch ihre Tätigkeit in den Schiedsgerichten für Arbeiterversicherung und im Reichsversicherungsamt den Begriff des Betriebsunfalls. Das Genossenschaftswesen erfuhr durch die

Gewerkschaften die stärkste Förderung. Gewerkschaftsführer betätigten sich massenhaft in den Leitungen der Konsumvereine. In Gemeinschaft mit den Genossenschaften riefen die deutschen Gewerkschaften die Volkssicherung ins Leben. Wenn wir die Eigenart des deutschen Gewerkschaftswesens richtig würdigen wollen, so müssen wir gerade die sozialpolitische und sozialrechtliche Umgestaltungsarbeit der Gewerkschaften betrachten. Die deutschen Gewerkschaften entfalteten eben eine tiefgreifende Tätigkeit zur Umbildung der individualistischen kapitalistischen Produktion und Zirkulation der Waren in eine genossenschaftliche Wirtschaftsordnung.

Es wäre eine dankbare Aufgabe allen diesen durch die Gewerkschaften bewirkten Umgestaltungen der kapitalistischen Gesellschaft nachzugehen. Diese Umgestaltungen streift Paul Umbreit in seiner trefflichen Schrift 25 Jahre deutscher Gewerkschaftsbewegung 1890 bis 1915, die jetzt im Verlag der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands erschien; Umbreit kann sie selbstverständlich im knappen Rahmen seiner Arbeit nicht eingehend behandeln. Und doch dürften jeden Sozialpolitiker jene kurzen Darlegungen am stärksten interessieren, die sich mit den sozialpolitischen und sozialrechtlichen Einwirkungen des Gewerkschaftswesens auf die deutsche sozialökonomische und sozialrechtliche Entwicklung beschäftigen. Wir finden sie im Umbreitschen Buch namentlich in den Kapiteln Innere und äußere Kämpfe, Gewerkschaften und Genossenschaften, Gewerkschaften und Sozialpolitik. Wir sehen hier eine demokratische sozialwirtschaftliche Umbildungsarbeit von unten auf in vollster Tätigkeit. Bei der Umbildung der feudalen Wirtschaftsordnung vermissen wir, wenn wir die Geschichte der französischen Revolution verfolgen, planmäßig wirkende Organisationen. Viele Eingriffe in die alte Wirtschaftsordnung Frankreichs erfolgen unüberlegt und ziellos, und sie sind durch ihre gewalttätige Willkürlichkeit mitunter nur zerstörender, nicht aufbauender Art, da das vorrevolutionäre Frankreich ländlicher und städtischer wirtschaftlicher und sozialer Organisationen entbehrte. X X

Krieg und Ge- Die hervorragenden Leistungen der deutschen Gewerkschaften für die militärische und wirtschaftliche Wehrfähig-

keit des deutschen Volkes sind in den Sozialistischen Monatsheften wiederholt erörtert worden. Diese Leistungen sind der naturgemäße Ausdruck einer nationalen, die Hebung des deutschen Volkes beharrlich fördernden Gesinnung, die sich in zahlreichen Artikeln und Kundgebungen der Gewerkschaftspresse ausgesprochen hat. Eine recht instruktive, die deutschen Gewerkschaften trefflich charakterisierende Sammlung derartiger Kundgebungen liegt jetzt vor in der Schrift *Der Krieg* und die deutsche Arbeiterschaft, Bekenntnisse und Betrachtungen aus der organisierten Arbeiterwelt, die in den Schriften der Gesellschaft für soziale Reform /Jena, G. Fischer/ von Professor Dr. Waldemar Zimmermann herausgegeben worden sind. In den Sozialistischen Monatsheften (1914, 2. Band, pag. 1109 ff.) brachte Hugo Poetzsch schon eine reiche Blütenlese gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Preßstimmen aus den ersten Augusttagen. Diese Preßstimmen und brieflichen Äußerungen sind von Dr. Ludwig Heyde in der Studie *Die deutschen sozialistischen Arbeiter im Weltkriege* beträchtlich verstärkt worden. Sie wurden dann noch durch eine umfängliche Nachlese aus der sozialistischen und freigewerkschaftlichen Tages- und Buchliteratur und aus Arbeiterbriefen für das 2. Kriegshalbjahr von Professor Zimmermann ergänzt. Die neue Sammlung berücksichtigt unter anderm nationale Äußerungen des Korrespondenzblatts, des Zimmerers, des Textilarbeiters, der Dachdeckerzeitung, der Bergarbeiterzeitung, der Holzarbeiterzeitung, der Metallarbeiterzeitung, der Buchbinderzeitung usw. Im Hinblick auf diese zahlreichen nationalen Artikel und Kundgebungen der deutschen freien Gewerkschaftspresse heißt es in dem Aufsatz Dr. Heydes: »Die innere Verbundenheit der deutschen Arbeiterschaft mit dem deutschen Heer und seinen Kämpfen und Zielen, die in diesen Kundgebungen führender Politiker zum Ausdruck kommt, spiegelt sich in der Gewerkschaftspresse vielleicht am stärksten wider, denn hier verknüpfen sich die Fäden zwischen der Heimatwelt und den Mitgliedern, die draußen im Feld stehen, infolge des Organisationsgewebes der Friedenszeit und der bindenden Kraft der Unterstützungsgemeinschaft meist noch lebendiger als in der politischen Arbeitervertretung. Durch Hunderte und Aberhunderte von Feldpostbriefen flutet der Geist der

Front in die Reihen der daheimgebliebenen Verbandskameraden und in die Spalten der Gewerkschaftspresse, die diesen Briefstimmen gern einen breiten Raum einräumt.« Die zeitgeschichtlich wertvolle Schrift *Der Krieg* und die deutsche Arbeiterschaft enthält ferner folgende Aufsätze: Die deutschen Gewerkvereiner (Hirsch-Duncker) und der Krieg, Der Krieg und die christlichen Gewerkschaften, Stimmen aus christlichen Gewerkschaftsblättern und Feldpostbriefen, Nachlese zur Kriegschronik der christlich-nationalen Arbeiterbewegung.

× Staatsarbeiterrecht

Unter dem 20. November 1915 teilte die bayrische Staatsregierung der Öffentlichkeit mit, daß sie an dem Revers, der die Mitglieder des Süddeutschen Eisenbahnverbands und der freien Gewerkschaften der Transportarbeiter und Metallarbeiter grundsätzlich von den Verkehrsbetrieben des Staates ausschloß, nicht mehr festhalten wolle. Die Bedeutung dieses Verzichts der Staatsregierung auf den Revers kennzeichnete der bayrische Landtagsabgeordnete Roßhaupter in der bayrischen Abgeordnetenkammer am 25. November mit folgenden Worten: »Es ist zuzugeben, die Regierung weicht etwas zurück von dem Standpunkt vor Abbruch unserer Verhandlungen im Jahr 1914. Früher hieß es, Angehörige der Sozialdemokratie und der freien Gewerkschaften seien grundsätzlich vom Gebiet der staatlichen Verkehrsverwaltung auszuschließen; jetzt heißt es, Organisationen, die den Streikgedanken fördern, seien in den Verkehrsanstalten verpönt. Die Regierung sagt nun, daß die ausdrückliche Spitze gegen den Süddeutschen Eisenbahnverband und den Transport- respektive Metallarbeiterverband gefallen sei.« Roßhaupter wies auf die enormen Leistungen der Gewerkschaften zur äußern und innern Wehrhaftmachung des deutschen Volkes hin. Er fuhr dann fort: »Wenn also durch die Tat bewiesen ist, daß die freien Gewerkschaften alle Sicherheit bieten, dann müssen in Zukunft auch ihre Befugnisse erweitert, muß ihnen die Möglichkeit geboten werden die wirtschaftlichen Interessen ihrer Mitglieder zu vertreten. Eine ähnliche Erklärung erwarteten wir auch von der bayrischen Regierung hinsichtlich der Organisationsmöglichkeit der Staatsarbeiter. . . Von der Regierung erwarteten wir eine Erklärung, daß nicht nur jedem Staatsarbeiter sondern

auch jedem Staatsbeamten die Mitgliedschaft beim Süddeutschen Eisenbahnerverband nicht verboten, daß auch die Zugehörigkeit weder von Arbeitern noch Beamten zu den freien Gewerkschaften in Zukunft verboten, und daß weiter auch den Staatsbeamten und Staatsarbeitern die Zugehörigkeit zu sozialdemokratischen Vereinen nicht verboten sei. Von dieser Erklärung wird unsere weitere Stellungnahme zur Sache abhängen.«

×
Kurze Chronik Am 13. November veröffentlichte das Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands die statistische Übersicht über die Gewerkschaftsorganisationen im Deutschen Reich im Jahr 1914. Am Schluß des 4. Quartals 1914 zählten die freien Gewerkschaften 1 485 428 Mitglieder, im Jahresdurchschnitt 2 052 377, die Hirsch-Dunckerschens Gewerkvereine 77 749 (Jahresdurchschnitt) und die christlichen Gewerkschaften 282 744. Die freien Gewerkschaften verausgabten für Reise- und Arbeitslosenunterstützung pro Kopf 12,05 Mark, die Gewerkvereine 8,04 Mark, die christlichen Gewerkschaften 4,25 Mark. × Aus der Statistik des Niederländischen Gewerkschaftsbundes ist ersichtlich, daß dieser während des Krieges keine Einbuße an Mitgliedern erlitt sondern eine Zunahme erfuhr. Am 1. August 1914 betrug die Mitgliederzahl rund 90 000, am 1. Juli 1915 aber 91 433. × Nach der Labour Gazette hatten in England Ende 1914 1123 registrierte und unregistrierte Gewerkschaften eine Mitgliederzahl von 3 959 863. × Anfang November wurde bekannt, daß sich die britischen Bergleute, die Eisenbahner und Transportarbeiter zu einem Dreibund zusammengeschlossen hätten. Die Föderation der Bergarbeiter zählt 600 000, der Verband der Eisenbahner 273 362 Mitglieder. Von den Transportarbeiterverbänden haben allein die Hafnarbeiter Liverpools 51 000, die Londons 38 780 Mitglieder aufzuweisen.

Geistige Bewegung / Herman Kranold

Beamtenaus- Die Anträge der Kommission zur Förderung der Verwaltungsreform, betreffend die Vorbildung, Ausbildung und Fortbildung der Staatsbeamten der besonderen fachlichen Dienstzweige der politischen Verwaltung (Techniker,

Land- und Forstwirte, Ärzte, Veterinäre) /Wien, Hof- und Staatsdruckerei/ bieten in umfangreicher Darstellung dem, der sich durch ihr Amtsdeutsch hindurchzwinden vermag, über den österreichischen Zweig des deutschen Hochschulwesens reichen Aufschluß. Wertvoll sind vor allem die Darlegungen des gegenwärtigen Zustands der Technischen Hochschul- (Fachschul-, sagt die Denkschrift) -unterrichts und mancher Zweige des Universitätsunterrichts mit Lehrplänen, Übersichten der Prüfungsfächer usw. Von der Fachsimpelei, die da getrieben wird, niedergeschmettert, wird man freilich durchaus nicht zu dem von dieser Kommission »zur Förderung der Verwaltungsreform« verlautbartem Urteil kommen: »Wenn hier davon abgesehen wird auf eine durchgreifende Reform . . . einzuraten, so geschieht dies . . . vor allem deshalb, weil die fachliche Bildung, das umfassende Wissen und die berufliche Leistungsfähigkeit unserer . . . Hochschultechniker im großen und ganzen außer Frage stehen. Auch die bisherige . . . Unterrichtsmethode . . . bietet keinen Anlaß der Frage nach einer etwaigen grundsätzlichen Änderung jener bewährten Methode näherzutreten.« Zur Illustration folgendes: Der künftige Bauingenieur muß, wenn er an der Technischen Hochschule in Wien zur Staatsprüfung zugelassen werden will, 6 Semesterstunden staatswissenschaftliche Vorlesungen hören. Er kann wählen unter 1. Volkswirtschaftslehre (4stündig); 2. Handels-, Verkehrs-, Bankpolitik respektive Wirtschaftspolitik (3stündig); 3. Finanzwissenschaft (2stündig); 4. Grundzüge des Verfassungs- und Verwaltungsrechts (4stündig). Sobald jemand das 2. Kolleg hören will, muß er also das Minimum überschreiten. Einen einigermaßen vernünftigen Kursus ergeben nur die 3 ersten Vorlesungen zusammen (9 Stunden) oder das 4. Kolleg für sich (4 Stunden), beide Möglichkeiten widersprechen der 6 Stunden-Vorschrift. Man kann sich denken, wie wirksam ein so ungeschickter Zwangskurs für die Bildung des Bauingenieurs wird. Nur sehr kritische Leser werden also imstande sein aus der Arbeit zu lernen, was sich bei aufmerksamem und geduldigem Lesen aus ihr lernen läßt.

×
Kriegsschriften Das Schrifttum der Gegenwart und der Krieg ist der Titel einer von Wolfgang Schumann verfaßten Dürerbundflugschrift /München, Callwey/, die ich als

ein Muster besonnenen Abwägens der Möglichkeiten neuer Entwicklung hinstellen möchte, die der Krieg für ein Teilgebiet unserer Kultur geschaffen haben soll. Das Ergebnis der Betrachtungen ist, daß der Weltkrieg von den treibenden Kräften unserer Entwicklung »keine aus der Welt schaffen kann«. »Er kann nur neue Stoffe setzen und andererseits den Anlaß bilden, daß der Absterbevorgang vieler Bücher sich noch mehr beschleunige.« Den Hang zur Mystik wird der Krieg nach der Meinung des Verfassers nicht fördern. Dagegen dürfte er »die Leidenschaft der *Frage nach dem Sinn* verstärken«. Das ist auch wohl ungefähr das, was wir auf den anderen Teilgebieten der geistigen Bewegung als positive Ergebnisse dieses Krieges erhoffen dürfen.

Einen verwandten Stoff behandelt dem Titel nach Kurt Loeles Broschüre *Der Sieg des deutschen Buches im Weltkrieg* /Leipzig, Schulze/. Aber sie erhebt sich nicht über das berechnete Lob unseres Verlagsbuchhandels und der großen Gesinnung mancher Verleger und über eine dünne Sammlung von törichten Äußerungen dreiverbändlicher Koryphäen über den Wert deutscher Kultur. Die Schrift ist nicht schlecht, aber gleichgültig.

Leider läßt sich nicht das selbe von der Schrift *Das Gift der Presse im Weltkrieg* von Germanicus /Leipzig, Schulze/ sagen. Vielmehr ist diese spärliche Zusammenstellung dreiverbändlicher Zeitungsblüten mit allerlei eigenem Geschimpf durchsetzt, wie der Satz zeigt, mit dem der Abschnitt über die französische Presse beginnt: »Von jeher hat man es in der französischen Presse mit der Wahrheit nicht ernst genommen.« Das ist fahrlässig verallgemeinert und diskreditiert den Verfasser von vornherein. Ein ganz anderes Niveau und sehr beachtenswerte Überlegungen hat dagegen Wilhelm Bauers Schrift *Der Krieg und die öffentliche Meinung* /Tübingen, Mohr/, wenn man auch mit dem Verfasser darüber streiten mag, ob, wie er sagt, »nur das ein wahrhaftiger und wirklicher Krieg sein kann, dessen Wurzeln auch tief im irrationalen Teil der öffentlichen Meinung, in Überlieferung und Sitte, gelagert sind«. Warum gerade das Irrationale zur ethischen Rechtfertigung menschlichen Handelns unentbehrlich sein soll, ist, trotz allem, was der Verfasser über die beträchtliche tatsächliche Rolle dieses Faktors sagt, nicht recht ersichtlich. In einer sehr gut geschriebenen Bro-

schüre erzählt Gustav Roethe von deutscher Art und Kultur /Berlin, Weidmann/, die auch dem, der nicht seine überhoch gespannte Meinung vom Deutschtum teilt, durch ihren Anstand Achtung abgewinnen wird.

Über Deutschlands Erhebung 1914 plaudert Harry Schumann behagliche Feuilletons /Berlin, Schuster & Loeffler/. Er versucht sich zur Sozialdemokratie nett zu stellen, und es gelingt ihm einigermaßen.

Allerlei Gedanken eines unbeteiligten Zuschauers des Krieges gibt Francesco Chiesa in Blätter unter der Asche in Tagen lodender Flammen /Zürich, Orell Füssli/.

Das Kriegsallerlei von Dr. Clemens Wagener /München-Gladbach, Volksvereinsverlag/ enthält mäßige Poesie, kurze moralische Betrachtungen mit langen Anekdotenschwänzen, die sich in einem Provinzgeneralanzeiger gut ausnehmen würden, und eine historische Darstellung der ersten Kriegsmonate, die nur Geschichtsklitterung ist; sie verschweigt oder übergeht leichthin alle Rückschläge, die uns in diesem Krieg nicht erspart geblieben sind. Unser Volk ist doch wahrhaftig stark genug auch schlechte Nachrichten ertragen zu können; warum sie nachträglich aus dem Buch der populären Kriegsgeschichte radieren? Der Volksvereinsverlag, der wegen seiner überaus geschickt abgefaßten und gerade in ihrer Objektivität wirkungsvollen Publikationen hier oft gerühmt werden konnte, steht mit dieser Neuerscheinung nicht auf der Höhe.

X **Kurze Chronik** Der Verein zur Förderung des mathematischen und naturwissenschaftlichen Unterrichts hat folgende Preisaufgabe gestellt: »Welche Forderungen sind nach dem Krieg an die Erziehung der deutschen Jugend zu stellen, und was kann der mathematische und naturwissenschaftliche Unterricht zur Verwirklichung dieser Forderungen beitragen?« Es sollen nicht nur allgemeine Erörterungen sondern auch eingehende praktische Vorschläge, möglichst auf Grund eigener Erfahrungen, gegeben werden. X Die philosophische Fakultät an der Universität Münster in Westfalen veranstaltet Vorlesungen über das Zeitungswesen. Auch an der Universität Bonn ist die Einrichtung von regelmäßigen Vorträgen über die Presse in die Wege geleitet. An der Darmstädter Technischen Hochschule liest in diesem Wintersemester der Dozent Redakteur und

Fachzeitschriftenverleger Dr. B. Friedrich Meißner Kollegs über Nachrichtenversorgung und Kriegsberichterstattung der Zeitungen und über die typographische Herstellung von Drucksachen und Büchern. × Aus dem Bericht über die Tätigkeit der Pariser Nationalbibliothek im Jahr 1914 erhellt, daß die Zahl der Leser 175 751 betrug, was eine Verminderung von 49 870 Personen gegen das Vorjahr bedeutet. Es sind 442 774 Werke zur Benutzung ausgeliehen worden, 164 888 weniger als im Vorjahr. Es wird ferner berichtet, daß die Bibliothek die von ihr ausgeliehenen Handschriften nicht rechtzeitig vor dem Krieg hat zurückziehen können (was wohl für alle großen europäischen Büchersammlungen gilt, da der Kriegsausbruch sie sämtlich mehr oder weniger überrascht hat). Besondere Sorge macht man sich über die Handschriften, die nach Löwen ausgeliehen worden waren, wenn sich auch übrigens keine von hervorragendem Wert darunter befanden. Die Verwaltung der Nationalbibliothek hat sich auch der Bibliothek des unter deutschem Feuer stehenden Soissons angenommen; einer ihrer Beamten hat die wertvollsten Handschriften in Verwahrung genommen. × In Warschau hat die deutsche Verwaltung zwei polnische Hochschulen, eine Universität und ein Polytechnikum, eingerichtet. Die russischen Professoren, die aus Warschau geflüchtet sind, haben ihre Vorlesungen nach Rostow am Don verlegt.

×
Literatur

Erziehung zur sozialen Kultur predigen 24 Aufsätze von Heinz Pott hoff /Bonn, Marcus & Weber/. Freilich ist dies Buch in den begrifflichen Grundlagen seiner Erörterungen recht mangelhaft. Doch scheint es mir ein wirkungsvoller ethischer Appell zur sozialen Gestaltung der Politik und des Alltagslebens. Um so unbegreiflicher ist es, wie der selbe Autor sich in einer andern Schrift (die mit Recht beschlagnahmt wurde) durch einen ebenso ungeheuerlichen wie unmenschlichen Vorschlag bloßstellen konnte. × Professor Dr. Wilhelm Wien wirft die Frage auf, ob unsere Universitäten »wirklich noch die führende Stellung im deutschen Geistesleben haben«, und er versucht diese Frage in seiner Rektoratsrede Die neuere Entwicklung unserer Universitäten und ihre Stellung im deutschen Geistesleben /Würzburg, Stürtz/ zu beantworten. Dabei kommt er unter anderem zu dem

bemerkenswerten Zugeständnis, daß die Trennung der Technischen Hochschulen von den Universitäten jedenfalls ein Mangel ist, wenn er auch sonst (zum Beispiel in der Frage der Beteiligung der Nichtordinarien an der Hochschulverwaltung, in der Frage der Forschungsinstitute usw.) einen sehr konservativen Standpunkt einnimmt. Aber hervorzuheben ist seine Tendenz zur organisatorischen Anerkennung der Einheit aller Wissenschaft, eine leider im deutschen Hochschulleben selten gewordene Sache.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Bevölkerungs-Die Frage der Bevölkerungsfragen vermehrung wurde vor kurzem in verschiedenen Tagungen behandelt, zunächst in einer neubegründeten Gesellschaft für Bevölkerungspolitik, dann in der 8. Konferenz der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, die wohl die meisten Anregungen bot, und endlich in mehreren Frauenkonferenzen (siehe auch die Rubrik Sozialpolitik, in diesem Band, pag. 1250 ff.).

Soweit es sich um die eine Seite des Problems handelt: die möglichste Erhaltung der einmal Geborenen, herrschen theoretisch bei den einzelnen Parteien kaum erhebliche Meinungsdivergenzen. Schwangeren- und Mutter-, Jugendlichen- und Arbeiterinnenschutz, Säuglingsfürsorge, Wohnungsreform, gute Ernährung und körperliche Ausbildung der Jugend, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten: das alles sind Maßnahmen, an deren Wert und Notwendigkeit für eine gesunde Volkswirtschaft heute niemand mehr zweifelt, die aber allen Wünschen nach rascher Bevölkerungsvermehrung zum Trotz vorläufig dennoch in den dürftigsten Anfängen steckenbleiben. Denn ihre Durchführung in wirklich ausreichendem Maß bedeutete einen Grad gesellschaftlicher Sozialisierung, vor dem wohl auch die meisten Redner dieser Kongresse zurückschrecken würden. Ist zum Beispiel die staatliche Wochenbeihilfe für Kriegerfrauen eine Kriegserrungenschaft von nicht zu unterschätzender Bedeutung, deren Fortbestehen auch im Frieden gewiß mit allen Kräften anzustreben ist, so stellt sie doch an sich nur einen Anfang zu wirklichem Mutter- und damit auch wahrhaftem Säuglingsschutz dar. Denn nach 8 und sogar nach 12 Wochen kann der Säugling der mütterlichen Pflege noch

genau so wenig entraten, und ist die Mutter dann gezwungen wieder Erwerbsarbeit zu leisten, so wird trotz allen schönen Kongreßreden jährlich eine große Zahl von Kindern zugrunde gehen, die mütterliche Pflege leicht hätte erhalten können. Gerade die Kriegsgesetzgebung liefert hier ein vorzügliches Beispiel. Man setzt voraus, daß gesunde Kriegerfrauen und Kriegerwitwen sich nicht allein auf ihre Bezüge aus öffentlichen Mitteln verlassen sondern möglichst durch eigene Arbeit die zum Lebensunterhalt nicht voll zureichenden Unterstützungen und Renten ergänzen. Darin liegt geradezu eine Gegenmaßregel gegen die Bestrebungen zur Volksvermehrung. Gleichviel, ob die Frauen ihr Hauswesen den unhygienischen Einflüssen der Heimarbeit aussetzen, oder ob sie außerhalb des Hauses arbeiten, die Schädigung trifft in erster Linie die kleinen Kinder, für die eine richtige Beaufsichtigung und Pflege an Stelle der mütterlichen vorläufig nicht existiert. Will der Staat oder die Gesellschaft wirklich ernsthafte Bevölkerungspolitik treiben, so müßte der Hebel zunächst da angesetzt werden, wo es gilt vorhandene gesunde Menschenkeime zu erhalten: Der Mutterschutz in Form einer allgemeinen Versicherung ebenso wie jetzt die Kriegsunterstützung und die Hinterbliebenenrente müßte allen sonst einkommenslosen Müttern wenigstens in den ersten 2 Jahren nach der Geburt eines Kindes den Lebensunterhalt sichern. Für die Zeit vom 2. Lebensjahr bis zum Schulanfang wären dann kommunale Kindergärten in genügender Zahl zu errichten; was jetzt, selbst in den Großstädten, an Einrichtungen dieser Art existiert, ist quantitativ und qualitativ so unzureichend, daß man keiner Mutter mit gutem Gewissen empfehlen kann ihre Kinder dorthin zu geben. Erst so wäre wirklich ein erheblicher Schritt zur Vermehrung der Volkskraft getan. Freilich ist eine so weitgehende Mutterschaftsfürsorge nicht ohne eine bedeutende Belastung des Staates möglich. Ist die Erhöhung der Volkszahl und die Aufzucht einer kräftigen neuen Jugend aber in der Tat, wie viele Kongreßredner meinten, die erste Aufgabe des Landes nach dem Krieg, so müßten die Mittel dafür auch unter starken Opfern zu beschaffen sein. Reden allein haben jedenfalls nicht den mindesten Zweck. Genau so geht es mit den anderen Forderungen: dem Schutz der schulpflichtigen Kinder und der Jugendlichen. Das, was

an Ferienkolonien, Waldschulen usw. heute geboten wird (zum größten Teil übrigens noch auf dem Weg privater Wohltätigkeit) garantiert nicht im entferntesten ein gesundes Heranwachsen der Jugend, ebensowenig die Schulspeisung unserer Großstädte, die nur den Allerärmsten zugute kommt und sich kaum über das Niveau der Armenküchen erhebt. Und so fort an jedem einzelnen Punkt. Gegenüber der ungeheuren Summe des Fehlenden auf allen diesen Gebieten müssen die vielfach vorgeschlagenen Maßregeln, wie Ledgebesteuerung, Abstufung der Steuerlast nach der Kinderzahl, selbst kleine Erziehungszuschüsse als recht unzulängliche Lockmittel zur Kindervermehrung erscheinen. Dagegen wäre es von Wichtigkeit endlich einer Forderung Rechnung zu tragen, die von weiblicher Seite seit Jahren vergebens erhoben wird und leicht genug erfüllbar wäre: die Aufhebung aller Anstellungsbeschränkungen für verheiratete Lehrerinnen und Beamtinnen.

Sehr warm zu befürworten ist auch der Bau von Genossenschaftshäusern in den Großstädten zur Beseitigung der Wohnungsnot kinderreicher Familien (die man als Mieter direkt bevorzugen könnte); ebenso dürfte die Förderung der Innenkolonisation, die besonders Professor Sering hervorhob, einen Einfluß auf die Volksvermehrung üben, da die gesamten Lebensbedingungen der Landbevölkerung und damit zugleich ihre Auffassung des Familienreichtums völlig andere sind als die der Stadtbewohner.

Auf den Kongressen fand die Erörterung der Bevölkerungsfragen aber noch aus einem zweiten Gesichtspunkt heraus statt. Man wollte gegenüber der wachsenden Ausbreitung des Ein- und Zweikindersystems den Willen zur Vater- und Mutterschaft stärken, das Bewußtsein der nationalen Gefahr der künstlichen Geburtenbeschränkung wecken. Darin jedoch dürfte das Bemühen gänzlich versagen, auch die Gründung der neuen Gesellschaft wird da an den Dingen wenig ändern. Gertrud Bäumer hat recht, wenn sie in der Hilfe hervorhebt, daß der Wille zur Mutterschaft nicht dadurch gesteigert zu werden pflegt, daß man ihm bestimmte Zwecke weist, mag es auch der nationale Zweck der Erhaltung eines großen Heeres sein. Die nationale Begeisterung der jungen Frauen oder auch der Männer dürfte schwerlich so weit gehen, daß sie von vornherein Kin-

der haben möchten, um dem Land Soldaten großzügig zuziehen. Die Ursachen der fast bei allen Völkern von einem gewissen Kulturniveau an einsetzenden Tendenz zur Verminderung der Kinderzahl sind, wie vor kurzem in dieser Rundschau (in diesem Band, pag. 1018 ff.) gezeigt wurde, äußerst komplizierter Natur und liegen auf sehr verschiedenen Gebieten; zum Teil sind sie gerade ethischer Art. Sie sind jedenfalls viel zu tief in der gesamten geistigen und physischen Entwicklung wenigstens bestimmter Volksschichten begründet, als daß man sie durch bloße Überlegungen aufheben könnte. Das gilt aber nicht nur für männliche sondern ebenso für weibliche Einwirkungsversuche. Wenn Helene Lange moniert, daß man in dem Aufruf der neuen Gesellschaft zwar »sehr stark die Erziehung der weiblichen Jugend für die Hauswirtschaft betont«, aber »von einer Erziehung der männlichen Jugend zu sexuellem Verantwortungsgefühl nirgends die Rede« sei, und sie darin eine einseitig männliche Orientierung sieht, so dürfte doch für die Sache selbst das eine so wenig entscheidend sein wie das andere. Das sexuelle Verantwortungsgefühl der Männer ist freilich für die Volksvermehrung wichtiger als die hauswirtschaftliche Tüchtigkeit der Frauen. Aber auch dies wird kaum durch öffentliche Reden gehoben werden. Nur eine ganz veränderte sittliche und soziale Auffassung der Pflicht des einzelnen gegen das Ganze könnte hier Wandel schaffen.

× Kranken- ×
pflegerin

Die Gehalts- und Lebensverhältnisse der Krankenpflegerinnen werden von

Charlotte von Caemmerer in einer recht lesenswerten Schrift behandelt (Berufskampf der Krankenpflegerin in Krieg und Frieden /München, Duncker & Humblot/). Die Verfasserin vertritt den Standpunkt, daß in unserer Zeit die rein berufliche Auffassung der Krankenpflege die für die Kranken wie für die Pflegerinnen einzig zweckmäßige sei, daß deshalb die Schwestern gleich allen anderen Berufsausübenden nur durch freigewerkschaftliche Organisation ihre Berufslage verbessern könnten. Es ist bekannt, daß die Arbeitskraft der Pflegerinnen außerordentlich stark ausgenutzt wird. Da sie der Gewerbeordnung nicht unterstehen, existieren vor allem keinerlei gesetzliche Beschränkungen der Arbeitszeit. Nach einer unter organisierten Schwestern aufgenommenen

Statistik hatten in den Krankenhäusern 27,9 % der Angestellten 11 bis 12 und 9,6 % 12 bis 13 Stunden Arbeitszeit, in den Sanatorien 19,8 % 12 bis 13, in den Privatkliniken 11,4 % 13 bis 14 und 5,9 % 14 bis 15 Stunden und in den Irrenhäusern sogar 26,3 % 15 bis 16 Stunden Arbeitszeit. Demgegenüber weist die Verfasserin auf England und Amerika hin, wo in den Krankenhäusern überall gesonderte Tag- und Nachtschichten eingeführt sind, und auf Australien, wo die Pflegerinnen sogar allgemein im Dreischichtensystem arbeiten. Was im übrigen hier vom Nachtdienst in unseren Krankenhäusern berichtet wird, spricht nicht nur für eine starke Überanstrengung der Schwestern, es legt auch den Gedanken nahe, daß dabei die Schwerkranken nicht die nötige Pflege haben können. Die Entlohnung der Pflegerinnen entspricht ganz und gar nicht der Schwere ihres Dienstes, wenn auch die Gehälter in den letzten Jahren etwas gestiegen sind.

Die Privatpflegerinnen schließen sich meistens einem Pflegerinnenheim an, das ihnen Sicherheit für eine regelmäßige Beschäftigung bietet, aber dafür oft einen unverhältnismäßig hohen Anteil der Einnahmen in Anspruch nimmt und auch sonst natürlich in erster Linie zum Nutzen der Oberin arbeitet. »Die beiden Hauptübel des Heimwesens«, meint Charlotte von Caemmerer, »die Arbeitsleistung für ein niedriges Monatsgehalt und die übliche Belegung der Zimmer mit 3 bis 4 Personen, können durch die Gründung genossenschaftlicher Heime aus der Welt geschafft werden.« In der Tat wundert man sich immer von neuem, wie schwer sich der genossenschaftliche Gedanke selbst da durchsetzt, wo er in der Sache selbst direkt gegeben scheint.

Das Buch erörtert auch eingehend die Mängel der Berufsvorbildung und die Frage, ob auch für männliche Kranke weibliche Pflegerinnen unentbehrlich seien (die bejahend beantwortet wird). Die Schwestertracht möchte die Verfasserin auf das Krankenzimmer beschränkt wissen, da für moderne Berufsauffassung die besondere Kleidung auf der Straße nicht passe.

Das Schlußkapitel gibt eine Übersicht über die nur bis zum Jahr 1882 zurückreichende Geschichte der nichtkirchlichen Schwesternverbände und über die Organisationsbestrebungen der Pflegerinnen. Neben dem Deutschen Verband der Krankenpfleger und -pflegerinnen, der 1915 730 Pflegerinnen umfaßte und

den im Gemeinde- und Staatsarbeiterverband Organisierten waren Anfang 1915 3377 Schwestern in der 1903 gegründeten Berufsorganisation zusammengeschlossen (gegenüber 20 000 unorganisierten). Der Verband wächst sehr langsam. »Die Berufskrankenpflegerin hat die Bedeutung der Organisationsfrage noch nicht erkannt. . . Nur durch wirtschaftliche und soziale Macht können sich die beruflichen Organisationen neben den charitativen durchsetzen.« Gerade in dieser Doppelnatur des Krankenpflegeberufs, der immer noch halb als sozial charitative Tätigkeit aufgefaßt wird, dürfte die Ursache liegen, die die Organisierung der Schwestern noch schwieriger macht als die anderer weiblicher Berufstätiger.

× **Kurze Chronik** Ende September fand eine Tagung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Leipzig statt, die gleichzeitig eine Jubiläumsfeier zum 50jährigen Bestehen der Frauenbewegungsorganisation in Deutschland darstellte. Die Leiterin der Zentralstelle für Gemeindeämter der Frau, Frau Apolant, erstattete den Bericht über die Arbeit der Zentralstelle während der letzten 15 Monate. Sowohl die ehrenamtliche wie die besoldete kommunale Arbeit der Frauen ist seit 1913 ziemlich rasch gewachsen. Es waren für die Tagung Karten zur tabellarischen und graphischen Übersicht über die Entwicklung dieser Seite der Frauentätigkeit hergestellt worden. In öffentlichen Versammlungen wurde noch über die Hausfrau im deutschen Volkshaushalt und über die Bürgerin im zukünftigen Deutschland gesprochen. × Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium veröffentlicht für dieses Jahr folgende Zahlen über die Vorbereitung der Frauen zum akademischen Studium: Die Zahl der Schülerinnen an den Gymnasial- und Oberrealstudienanstalten ist fast die gleiche geblieben wie im Vorjahr, dagegen haben die Besucherinnen der Realgymnasialanstalten um über 800 zugenommen. 789 Frauen besuchten Gymnasien, 879 Oberrealschulen, aber 4607 Realgymnasien. Das Abiturientenexamen bestanden 1478 Realgymnasiastinnen, 544 Gymnasiastinnen und 212 Oberrealschülerinnen. Unter den Studienfächern stehen noch immer alle technischen in auffallender Weise zurück. Nach einer neuern Zusammenstellung studieren an sämtlichen Technischen Hochschulen im ganzen nur 21

Frauen Architektur, 4 Elektrotechnik, 2 Bauingenieurwesen und 27 Chemie und Pharmazie. Dem stehen 4575 Universitätsstudentinnen gegenüber. × Vor jetzt 50 Jahren wurde an der Züricher Universität die erste Studentin zu den anatomischen und mikroskopischen Vorlesungen zugelassen. Ihr folgte bald eine zweite, die schon 1867 zum Doktor der Medizin promovierte. × Der Verein Frauenwohl in Groß Berlin hat wiederum eine Eingabe an das Kultusministerium um Aufhebung der Zölibatsbestimmungen für Lehrerinnen und zugleich um Besserstellung der Witwen gerichtet. Die Eingabe fordert unter andern auch Schaffung von Stellen mit halber Dienstzeit zur fakultativen Besetzung durch verheiratete Lehrerinnen. × Der französische Senat hat einstimmig ein Minimallohngesetz für Heimarbeiterinnen votiert, das sich auf alle Berufe mit vorwiegend weiblicher Heimarbeit bezieht (siehe die Rubrik Rechtswissenschaft, in diesem Band, pag. 1264). Die Löhne werden von paritätisch zusammengesetzten Kommissionen auf Grund der in den Werkstätten gezahlten Durchschnittslöhne der gleichen oder verwandter Berufe bestimmt und müssen alle 3 Jahre einer erneuten Prüfung unterworfen werden. × Im Staat Illinois wurde vor kurzem der Beschluß gefaßt allen an staatlichen Instituten tätigen Frauen unter der Voraussetzung gleicher Leistungen oder Pflichten die gleiche Bezahlung zu gewähren wie ihren männlichen Kollegen. × Im Staat Idaho wurde eine Frau als Staatsinspektorin für das Bildungswesen angestellt. × Am 23. November wurde Henriette Goldschmidt 90 Jahre alt. 1864, im Gründungsjahr des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, gehörte sie bereits dessen Vorstand an. Ihr Lebenswerk ist die Gründung und der Ausbau des Vereins für Familien- und Volkserziehung in Leipzig, der die verschiedensten Bildungsstätten für Jugenderziehung umfaßt und an den 1911 auch die Leipziger Frauenhochschule angegliedert wurde. Henriette Goldschmidts Interesse liegt vorwiegend auf dem Erziehungsgebiet, ihm in erster Linie sollte auch die Hochschule dienen. Noch jetzt wirkt die unermüdllich tätige Frau dauernd für ihre Schöpfung.

× **Literatur** Aus meinen Erinnerungen nennt Adelheid Popp ein Büchlein /Stuttgart, Dietz/, in dem sie uns aus ihren Kind-

heits- und Mädchenjahren, aus eigenen und anderer Erlebnissen in der Agitation so manches Charakteristische, heitere und ernste Dinge, erzählt. Die Erinnerungen sind wohl als eine Ergänzung der Lebensgeschichte einer jungen Arbeiterin gedacht, die vor einigen Jahren in der Arbeiterschaft mit Recht so viel Interesse weckte. In ihrer lebendigen Darstellungsweise versetzt uns Genossin Popp auch hier wieder in die ersten Anfänge der sozialdemokratischen Frauenbewegung in Österreich, die sie selber mit geschaffen hat. Die letzten Seiten enthalten noch ein paar theoretische Erörterungen über Berufstätigkeit der Frau, Haushaltsführung, Liebe und Ehe usw., die sich in den in der Partei gültigen Auffassungen bewegen. Auch dieses Schriftchen ist, wie Adelheid Pops erstes Buch, gerade zur Aufklärung für Arbeiterinnen sehr zu empfehlen. × Eine Reihe biographischer Studien hat Helene Riesch unter dem Titel *Frauengeist der Vergangenheit* zusammengefaßt (Freiburg, Herder). Die Verfasserin zeichnet darin »Kulturbilder vom 6. bis zum 20. Jahrhundert und Frauentypen aus allen erdenklichen Betätigungsgebieten«. Schon aus der Verschiedenartigkeit dieser Typen ist es ersichtlich, daß nicht etwa rein katholisch religiöse Gesichtspunkte das Interesse der Verfasserin bestimmen; sie versetzt sich ohne Vorurteil auch in freie, der eigenen Meinung völlig fremde Anschauungs- und Lebensformen. Trotzdem zeichnet sie wohl unwillkürlich (und das soll ihr durchaus nicht etwa als Fehler angerechnet werden) die Frauen ausgeprägt religiösen Empfindens mit innigerm Verständnis. Helene Riesch hat in ihre Skizzenreihe auch Frauen aufgenommen, deren Leben und Tat wenig bekannt sind; schon dadurch hat sie sich ein Verdienst erworben.

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Christentum und Sozialismus Mit dem Imprimatur, dem Genehmigungszeichen der katholisch-kirchlichen Zensur versehen, erschien ein Buch Die Theorien des modernen Sozialismus und der Ursprung des Christentums von F. X. Kiefl (Kempten, Kösel), das sich die Aufgabe setzt Jesus und das Urchristentum von dem Verdacht aller sozialer Umsturzbestrebungen oder auch nur sozialreformerischer Tendenzen zu reinigen. Seine Polemik wendet

sich zunächst ganz allgemein gegen die auf David Friedrich Strauß und Baur zurückgehende Auffassung, die in sozialen Verhältnissen und geistigen Strömungen des absterbenden Römerreichs und in der mythenbildenden Volkspanthasie viel mehr als in der legendenhaften Person Jesu die eigentlich treibenden und gestaltenden Kräfte der jungen christlichen Bewegung sieht. Insbesondere aber bekämpft er alle Versuche das Zuströmen der Massen in die Bewegung mit ökonomischen Momenten in Verbindung zu bringen, etwas wie den Ausdruck ihres sozialen Elends, einer dumpfen Auflehnung und unbestimmten Sehnsucht nach einem bessern Zustand darin zu sehen. Vor allem wird die Schrift K. Kautskys über den Ursprung des Christentums angegriffen, die diese Seite der Zusammenhänge am schärfsten, vielleicht mit Übertreibungen betont, und als Erzeugnis der »sozialistischen Theorien« hingestellt. Als ob, wenn hier die Darstellung einseitige Züge aufweist, die Theorien dafür verantwortlich zu machen wären. Als ob die paradox genialen Formulierungen, die Marx im Kommunistischen Manifest und im Vorwort zur Kritik seiner Geschichtsauffassung gab, jene Formulierungen, die leicht den Schein erwecken, als meine er, das Ganze des so unendlich vielgestaltigen Gesellschaftslebens, in dem die menschliche Natur mit allen ihren Kräften und nach allen Seiten sich auswirkt, lasse sich letztlich aus einem einzigen Moment, dem ökonomischen, verstehen, heute noch im Ernst als »Theorien des modernen Sozialismus« gelten könnten. Marx selber hat in seinem Kapital, dem er den Inhalt jenes Schriftchens Zur Kritik einverleibte, die dort im Vorwort gegebene monistisch-dogmatisch zugespitzte Formulierung seiner Geschichtsauffassung nicht wiederholt. Doch sicherlich ein Zeichen, daß sie ihm nicht mehr genügte. Und Engels hat mit allem Nachdruck erklärt, daß das Bedingen und Bedingtsein der sozialen Sphären natürlich überall die Form der Wechselwirkung trage. Ist aber einmal eingeräumt, daß ökonomische Faktoren unmöglich den Anspruch erheben können die letztlich allein bedingenden zu sein, so reduziert sich damit der Kern der ganzen Anschauung auf die bloße Forderung: es müßten, da jeder gesellschaftliche Lebensprozeß unabtrennbar zugleich auch immer ein Prozeß materieller, durch menschliche Arbeit zu vermittelnder Bedürfnisbefriedigung, also ökonomischer

Prozeß sei, im Studium der geschichtlichen Entwicklung die Beziehungen, in denen das geschichtliche Verhalten der Menschen zu dieser ihrer Ökonomie, zur wirtschaftlichen Klassenscheidung und den von dieser diktierten Klasseninteressen steht, so weit wie möglich verfolgt und aufgedeckt werden. Ein Programm, das sich mit Engels' Ausspruch, die materialistische Geschichtsauffassung sei wesentlich »Methode«, deckt und, sachgemäß befolgt, von aller konstruierenden Schematik frei, die Beantwortung der Frage, ob und wie weit etwa in einem bestimmt umrissenen historischen Komplex, hier also in der frühen christlichen Bewegung der Einfluß bestimmter ökonomischer Verhältnisse und Strebungen nachweisbar ist, durchaus der Einzelforschung vorbehält. Eine Widerlegung von Resultaten, zu denen eine solche gelangen mag, kann niemals eine Widerlegung der Methode selbst sein. Auch hat diese, so gefaßt, kaum noch ein spezifisches Verhältnis zum Sozialismus sondern geht als ein fruchtbarer Gesichtspunkt in den Kreis der allgemeinen Aufgaben ein, die einer wissenschaftlich unbefangenen und gründlichen Kulturgeschichtsschreibung von vornherein gestellt sind.

Im Grunde hat der Streit, wie weit sich eine wesentliche Mitwirkung ökonomischer Momente in der Genesis der christlichen Lehre und ihrer kirchlichen Organisation konstatieren läßt, für die protestantische oder katholische, auf dem Standpunkt des Offenbarungsglaubens verharrende Orthodoxie auch nur sekundäre Bedeutung. Was diesem orthodoxen Standpunkt prinzipiell widerstrebt und widerstreben muß, das ist bereits der selbstverständliche, ganz allgemeine Anspruch der Wissenschaft die Religionsgeschichte samt allen zugehörigen Institutionen ohne jeden Vorbehalt und geheime apologetische Rechtfertigungswünsche im Licht der menschlichen Entwicklung als einen bloßen Zweig von ihr darzustellen und kausal zu erklären. In der Tendenz den Schein, den gläubige Tradition gewoben, durch kritische Nachprüfung der Tatsachen aufzulösen liegt die Gefahr; der Nachweis, daß und wie es überall natürlich hergeht, nirgendwo ein Wunder den Ablauf der Ereignisse unterbricht, daß Ideelles sich mit dem Walten egoistischer und klassenegoistischer Motive in der kirchlichen nicht anders als in der weltlichen Geschichte verschlingt, ist den Fundamen' ... toritärer Gläubig-

keit nicht weniger bedrohlich als die Kritik, die die Dogmatik des Glaubens auf ihre simplen irdischen Ingredienzien zurückführt.

Eine der in diesem Sinn wissenschaftlich gründlichsten kirchenhistorischen Arbeiten, die zugleich auf die Frage nach dem Verhältnis von Sozialismus und Christentum helles Licht wirft, ist Troeltsch' materialreiches Werk Die Soziallehre der christlichen Kirchen und Gruppen /Tübingen, Mohr/, dessen Hauptresultate man in einem Vortrag des Verfassers auf dem ersten Soziologentag /1910/ bereits außerordentlich lichtvoll und prägnant zusammengefaßt findet (siehe diese Rundschau, 1911, 2. Band, pag. 990 ff.). Daß Troeltsch, gleichfalls gegen K. Kautsky polemisierend, die Distanz, die Jesu ethisch-religiöse Gesinnungspredigt von allem äußern sozialen Reformertum scheidet, nachdrücklichst hervorhebt und auch in dem sogenannten Kommunismus der christlichen Urgemeinden kein Anzeichen besonderer proletarisch-sozialer Tendenzen erblickt, trägt ihm lobende Zustimmung von seiten Kieffs ein, der es dem Christentum der ersten Jahrhunderte sogar als ganz besondere Ruhmestat anrechnete, daß es die Einrichtung der Sklaverei nirgends prinzipiell bekämpft habe. Ohne solche weise Zurückhaltung hätte die christliche Lehre, meint Kieff, dem das als Schrecklichstes der Schrecken erscheint, wömmöglich zu revolutionären Ausbrüchen führen können. Von dem eigentlichen Geist und allgemeinen Standpunkt aber des Troeltschschen Werkes erfahren seine Leser leider so gut wie nichts. Troeltsch, der übrigens die ökonomische Geschichtsauffassung in dem oben umschriebenen Sinn als wichtiges Hilfsmittel der Forschung anerkennt und selbst verwertet, ist es im Prinzip darum zu tun sich über eine der seltsamsten Erscheinungen der Geschichte Rechenschaft zu geben; darüber, wie es kam, daß Jesu Lehre, die doch in ihrer Verkündung der Menschenliebe und der Gleichheit aller Menschen vor Gott tatsächlich in äußerstem Kontrast zu der ganzen gegebenen, auf Gewalt und Ausbeutung basierten sozialen und politischen Ordnung, zu der Welt steht, das Glaubensbekenntnis einer selbst zur Herrschaft aufsteigenden, sich mit dem Staat als Hüter dieser Ordnung zu wechselseitiger Hilfs- und Dienstleistung verbindenden Kirche werden konnte. Vortrefflich weist er die einzelnen Haupttappen nach die diesen Weg

markieren. Erst dadurch, daß Paulus den christlichen Gemeinden den Stempel eines das Wunder der Erlösung durch Taufe und Abendmahl vermittelnden Kultbundes aufdrückte, der den Christgläubigen die ewige Seligkeit in sichere Aussicht stellt, gewann die Propaganda für die neue Lehre, deren grenzenlos hochgespannte ethische Gesinnungsforderungen in der ursprünglichen evangelischen Form immer nur wenige hätten ergreifen können, lebendigen Kontakt mit der Volksphantasie und dem Instinkt der Massen. Hand in Hand mit dieser Wendung erhält aber zugleich auch, ebenfalls durch Paulus, die christliche Ethik, was das Verhältnis zu den weltlichen Gewalten anlangt, den konservativen Grundzug, der ihr zum großen Teil noch heute anhaftet. Die sozialen Ungleichheiten und schreienden Kontraste sollen als eine Schickung Gottes ohne Widersprechen hingenommen, als ein Stoff behandelt werden, an dem der einzelne seine christliche Demut zu betätigen hat. Aus der Gleichheit der Menschen vor Gott dürfen keine Konsequenzen gegen staatlich soziale Institutionen gezogen werden, wie kraß sie immer jener religiösen Gleichheitsvorstellung widerstreiten. Selbst daß die mit solchem Eifer geforderte moralische Verbesserung der Individuen in weitem Umfang eine Verbesserung ihrer realen Lebensbedingungen zur Voraussetzung hat, ficht diese quietistische Ergebung in keiner Weise an. Die Troeltschsche Untersuchung handelt weiter vornehmlich von der Rolle, die die Rezeption der in der antiken Philosophie besonders von der Stoa ausgebildeten *naturrechtlichen* Ideen in dem Anpassungsprozeß der Kirche spielt. Diese Geschichte des christlichen Naturrechts und seiner mannigfaltigen Ausgestaltungen im Dienst sozialer Interessen und Tendenzen, die er vom Christentum des alten römischen Kaiserreichs durchs Mittelalter und die Reformationszeit bis zur Epoche der von der Kirche emanzipierten bürgerlichen Aufklärungsphilosophie verfolgt, ist eins der interessantesten Kapitel aus der Geschichte der Ideologien überhaupt und illustriert vortrefflich die Marxsche Auffassung, daß der soziale Gruppenwille als treibendes Moment sich in derartigen Gebilden widerspiegeln.

So wie der naturrechtliche Gedankenkomplex in der antiken Philosophie auftritt, trägt er entschieden eine humanitäre, ja eine demokratisch freiheitliche

Färbung. Anknüpfend an die sagenhafte Vorstellung vom goldenen Zeitalter, faßt er dieses als einen Zustand auf, in dem Gewalt, Krieg und Knechtung unbekannt waren, Vernunft und Billigkeit in dem Zusammenleben herrschten. Die menschliche Natur sei da noch rein gewesen, und entsprechend habe auch die Ordnung das Gepräge eines reinen oder »absoluten« Naturrechts getragen. Jedoch die Menschen hätten sich auf dieser Höhe nicht halten können. Genußsucht, Habgier und Gewalttätigkeit griffen um sich, ein Kampf aller gegen alle hub an und schien das menschliche Geschlecht selber mit Vernichtung zu bedrohen. Als ein rettendes Bollwerk dagegen sei der Staat mit seiner Zwangsordnung, mit Eigentum und Sklaverei entstanden, als Träger eines Zwangsrechts, dessen Notwendigkeit in der nunmehrigen Entartung der menschlichen Natur begründet liege. Dieses, das historische Recht wird in dem Gegensatz zum absoluten als »relatives« Naturrecht bezeichnet. Indessen soll es (das ist die eigentliche Pointe des Gedankens) in fortschreitender Entwicklung einer idealen Gerechtigkeit wieder nach Möglichkeit genähert werden. Die Gesetzgebung müsse, wenn auch im Zustand der Entartung jene Ideen nicht vollkommen realisierbar wären, diese doch als einen letzten und höchsten Leitstern im Auge behalten. Eine Forderung, die als solche über die Tatsächlichkeit des bloßen Gewaltrechts hinausweist, ein ethisches Kriterium an die Hand gibt und durch die Vorstellung ergänzt wird, daß der Staat als das Organ des Willens der Gesellschaftsglieder und unter deren Mitbestimmung zum Wohl der Gesamtheit zu fungieren habe.

Die christliche Kirche entnahm daraus, was sie zur Rechtfertigung ihrer Gehorsamkeitspredigt gebrauchen konnte, während sie den humanitären, demokratisch-freiheitlichen Einschlag jener Konstruktion vollständig in den Hintergrund drängte. Alle Härten der bestehenden Ordnung hatten danach in einem selbstverschuldeten Abfall des Menschen von seiner bessern Natur ihren Ursprung. Man übersetzte das ins Biblisch-Legendäre. Nach Adams Erbsünde, die in allen fortwirkt, konnte die Menschheit nur noch mit dem Recht des Schwertes und der Gewalt regiert werden. Gott wollte diese Art von Recht, nicht nur, weil ohne sie die sündige Menschheit sich selbst zerfleischen

würde sondern auch als Strafe ihrer Bosheit. Mögen die Mächtigen noch so viel Unrecht häufen, die Auflehnung wider sie, denen Gott das Amt der Herrschaft übertragen, sei zugleich Auflehnung wider Gott und ärgster Frevel. So konnte das Christentum, das die Erlösung von gläubiger Unterwerfung unter die Satzungen der Kirche und die Wunder der Sakramente abhängig machte und gleichzeitig dem Gegensatz, in dem Jesu Predigt der Menschenliebe zu dem Gewaltcharakter der sozialen Ordnung stand, durch die Berufung darauf, daß Gott selber der Stifter dieser Ordnung sei, die Spitze abbrach, mit der Welt vorzüglich auskommen. Auf dieser Grundlage verherrlichte zur Zeit der höchsten Macht der mittelalterlichen Papstkirche die Philosophie des Thomas von Aquino das katholisch theokratische System. Die schroffste Ausprägung aber erhielt die Lehre der Christenpflicht zu schweigendem Untertanengehorsam durch das Luthertum. Im Gegensatz zu den offiziellen Kirchen waren es die Sekten, die, auf Freiwilligkeit gegründet, an die unmittelbare Lehre Jesu, vor allem die Bergpredigt anknüpften und unter Berufung auf ein ursprüngliches Naturrecht das Bewußtsein jenes unüberbrückbaren Widerspruchs des Evangeliums mit der Welt in ihren Kreisen wach erhielten. In anderer Weise nahm der in seiner Organisation und vielfach auch in seinen sozialen Auffassungen demokratisch gerichtete Calvinismus im Kampf wider seine Verfolger den Gedanken eines gottgewollten, menschlicher Willkür und Gewalt entthobenen Naturrechts auf. Und in der Aufklärung streift endlich das Naturrecht, als die Idee einer der menschlichen Natur und ihren Entwicklungsbedingungen am besten angepaßten Ordnung, die in dem Fortschritt der Menschheit verwirklicht werden soll, jede kirchlich biblische autoritäre Hülle ab, erhält rein weltlichen Charakter und wird so ein Ferment im Leben politischer und sozialer Volksparteien. So stellt sich im Zusammenhang der Geschichte die Politik der offiziellen Kirchen in sozialen Dingen dar: wesentlich als ein Paktieren mit der Welt, um in ihr selber eine Macht zu werden. Neben der extrem konservativen Gesinnung, die Kieffs Apologetik bekundet, fällt in seiner Polemik gegen die sozialistischen Theorien die wunderbar weltfremde Naivetät auf. So behauptet er allen Ernstes: »Alle leitenden Gedanken des sozialdemokratischen Staats-

ideals sind aus dem Hegelschen Staatsbegriff als ihrer eigentlichen Brunnen-grube geschöpft. . . Die Staatsvergötterung Hegels muß eben von selbst zum Sozialismus werden, sobald sie die aristokratischen Höhen des Lebens verläßt und in die breiten Regionen des Wirtschaftslebens niedersteigt. In diesen Regionen erfolgt von selbst der Umschlag des monistischen Gedankens nach der materiellen und wirtschaftlichen Seite, und diese Einseitigkeit ist der letzte Prüfstein für die Unwahrheit des Monismus.« Oder er versichert, Marx habe »die Dreiteilung des Produkts des Arbeitsprozesses nach dem Dreischlag des Hegelschen Begriffes vorgenommen«, die Zurückführung allen »Wertes auf geronnene Arbeit, die ganze Durchführung des Mehrwertproblems« usw. sei »durchaus genuine Hegelsche Dialektik«. Behauptungen, die nur bezeugen, daß ihm die Hegelsche Philosophie in gleicher Weise wie das Marx'sche Kapital ein Buch mit sieben Siegeln blieben. Aber auch sonst stößt man auf die sonderbarsten Verdrehungen. So heißt es von Nietzsche, daß »ihm so viele sozialistische Theoretiker zugejubelt« hätten. Und während die Bezeichnung der Marx-Engels'schen Geschichtsauffassung als »materialistisch« bekanntlich von Engels, nicht von Marx stammt, und gerade Engels diese Auffassung als ergänzenden Abschluß der materialistischen Gesamtphilosophie feierte, kehrt er die Sache in ihr Gegenteil und belehrt den Leser: »Engels sonderte schärfer als Marx seine Weltanschauung auch nach dem Ausdruck vom Materialismus, während Marx seine Methode als materialistisch bezeichnet hatte.« Den Anstoß zu seiner Arbeit scheint der Verfasser durch einen Vorgang in der bayrischen Kammer erhalten zu haben, wo der Minister von Fräuden-dorfer, »mag er auch die volle Tragweite dieser Gedanken nicht übersehen haben«, sich zu der Erklärung verstieg. »das Christentum sei zum Teil doch auch eine soziale Bewegung gewesen«. Sieghart habe damals der Regensburger Bischof gegen solche schöne Ketzerei Verwahrung eingelegt und auf Paulus' Wort verwiesen: »Jeder bleibe in dem Stande, in welchem er berufen ist. Bist Du als Sklave berufen? Laß dich's nicht anfechten! Und wenn du auch frei werden kannst, so bleibe nur um so lieber dabei!« Dieser Ausspruch, der dem Widerspruch des kirchlichen Patriarchalismus zu der modernen, nicht nur der sozialistischen Auffassung beleuchtet,

wird von dem Verfasser als Eckstein wahrer Christenlehre mit Zitaten aus den Kirchenvätern und späteren Theologen belegt.

× **Kurze Chronik** In Kopenhagen wurde eine Studiengesellschaft für die sozialen Folgen des Krieges gegründet. Da der Weltkrieg eine Vernichtung der Produktionskräfte und Produktionsmittel des in der Welt angesammelten Reichtums und der mit ihm zusammenhängenden Kultur und eine wirtschaftliche Katastrophe bedeutet, so hat sich die Studiengesellschaft die Aufgabe gestellt inmitten der Zerstörung der kommenden sozialen Neugestaltung durch Klärung der wirtschaftlichen, finanziellen und sozialpolitischen Ergebnisse des Krieges wissenschaftlich vorzuarbeiten. Zur Erreichung dieses Zwecks soll die gesamte Literatur in allen europäischen Sprachen gesammelt werden, und zwar in der Bibliothek für soziale Kriegsliteratur, die die Gesellschaft in Kopenhagen eingerichtet hat.

Geschichte / Wilhelm Hausenstein

1914 und 1789 Der Gothenburger Hochschullehrer Rudolf Kjellén ist durch sein auch in dieser Rundschau (1915, 1. Band, pag. 211 f.) besprochenes Buch über die Großmächte der Gegenwart plötzlich eine Art europäischer oder jedenfalls deutscher Berühmtheit geworden. Seine Deutschland gegenüber freundliche Haltung tat das übrige ihn bei uns populär zu machen. (Wo die Freunde selten sind, zählen sie doppelt.) Man hat angefangen nach ihm zu fragen, und so gewann auch seine neueste Arbeit, eine Broschüre über die historischen Ideen von 1914 /Leipzig, Hirzel/, rasch einen sehr großen Leserkreis. Schon beim Erscheinen des genannten größeren Buchs war indes darauf hinzuweisen, daß zu einer ungewöhnlichen Hochschätzung des Historikers Kjellén kein Anlaß besteht; jenes Buch hatte in der Hauptsache doch wohl bloß lexikalischen Wert. Die neue Broschüre bedeutet nun gar eine bare Enttäuschung. Sie ist von vollkommener Mittelmäßigkeit, und niemand sollte sich durch einen gewissen Schwung der Gesinnung und der Sprache, durch einen gewissen Nachdruck der Empfindung und des Wortes darüber hinwegtäuschen lassen, daß hier keineswegs ein neuer Heros der Geschichtswissenschaft aufgestanden

ist; so sehr man auch danach begierig sein mag in dieser eines wirklich bedeutenden Historikers entbehrenden Zeit nach dem großen Geschichtsschreiber auszublicken, einerlei woher er käme und wohin er ginge. Kjelléns Schrift gipfelt in einer Gegenüberstellung der Ideen von 1914 und 1789. Die geschichtliche Entwicklung wäre danach bisher von den in der Erklärung der Menschenrechte und überhaupt in der französischen Revolution formulierten Ideen bestimmt gewesen. Diese Ideen sind die der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit. Nach Kjellén hätten diese Ideen mit dem Jahr 1914 ihre Katastrophe erlebt; eine Katastrophe freilich, die der künftigen Menschheit nicht zum Unheil sondern zum Segen gereichen werde. Der Staat, der die Katastrophen dieser Ideen herbeigeführt habe, sei Deutschland. Es stelle durch den Weltkrieg von 1914 der Idee der Freiheit die Idee der Ordnung, der Idee des westlichen Individualismus die Idee der organisierten Kollektivität gegenüber. Dazu wäre zu bemerken, daß der selbe Sozialismus, gegen den Kjellén in seiner Broschüre sehr oberflächlich polemisiert, der wesentlich negativen Idee der Freiheit seit Geschlechtern die positive Idee der gesellschaftlichen Organisation entgegengestellt hat, wie er auch seit Generationen der Idee des Individualismus, die freilich in Skandinavien noch eine provinziell abgeschiedene Existenz führen mag, die Idee des Kollektivismus entgegengestellt hat; daß es also dem wissenschaftlichen Historiker nicht erlaubt sein kann die Geburt des Ordnungsgedankens mit einer betonten Ausschließlichkeit in das Jahr 1914 zu verlegen. Es geht nicht an in dieser Weise historische Tatsachen zu eskamotieren. Weiter stellt nun der deutsche Krieg nach Kjellén der französisch-englischen Idee der Gleichheit die Idee der Gerechtigkeit und der westlichen Idee der Brüderlichkeit die Idee der »Kindschaft im Vaterhause« gegenüber; zwei Ideen, bei denen man sich weder etwas Historisch-Spezifisches noch beinahe überhaupt etwas denken kann. Auf die in der französischen Revolution besonders intensiv formulierte Idee der Heiligkeit des privaten Eigentums geht Kjellén nicht ein: hier scheint ihm die Lust zur Antithese zu vergehen. Nun besteht in der Tat kein Anlaß die historisch relativen Ideen von 1789 irgendwie ins Absolute zu heben. Gerade der Sozialist hat am wenigsten Grund diese Ideen mit der gefühlsmäßigen Kritik-

losigkeit zu betrachten, die in der Welt der Linken (und auch des Sozialismus) üblich ist. Es wäre durchaus zeitgemäß heute darüber zu schreiben, inwiefern die Ideen von 1789 im Lauf der Dialektik der Entwicklung von ihrer Gültigkeit eingebüßt haben, wie es ja überhaupt kaum eine zeitgemäßere Aufgabe gibt als die Aufgabe die Relativität der westlichen Zivilisationsideale, die von 1640 und 1789 stammen, eindringlich nachzuweisen. Aber man darf die Frage weder so banal stellen wie Kjellén es tat noch sie so banal beantworten. Anzuerkennen wäre höchstens der Mut, mit dem die Frage überhaupt einmal angedeutet wird. Im übrigen neigt die Schrift verdächtig zu der Staatsgesinnung einer kommenden Restauration, einer neuen autoritär-konservativen Romantik, zu einem neuen politischen Nazarenertum. Dies ist schließlich das Interessanteste an der ganzen Arbeit: neue Symptome, deren Bedeutung man zeitig erkennen muß.

× **Heigels Reden** Die letzten Reden und Essays des in diesem Frühjahr verstorbenen Münchener Universitätshistorikers Karl Theodor von Heigel sind postum in einem Sammelband des Titels Deutsche Reden erschienen (München, Beck/). Der Münchener Reichsarchivrat Striedinger hat eine angenehme, doch einigermaßen in Überschätzung des kritischen Werks und der formalen Qualitäten Heigels verfallende Einleitung dazu geschrieben. Es ist die Frage, ob mit der Herausgabe dieser letzten Bekundungen dem Andenken des Historikers Heigel sehr gedient ist. Kaum in einem andern Buch wird man sich so sehr gerade der Schwächen dieses hochachtbaren Forschers und Darstellers bewußt. Diese letzten Arbeiten stehen größtenteils zum Tag in Beziehung, und eben in dieser Beziehung erweist sich, daß Heigel nichts weniger gewesen ist als ein wirklich politisch innervierter Historiker. Er war ein durchaus kontemplativer Historiker, bei dem gerade die Abwesenheit jedes Radikalismus, jeder Einseitigkeit, jedes auf Entweder-Oder gestimmten Aktivismus einen entscheidenden Reiz bedeutete. Auch geht Heigel da, wo er sich dennoch, wider seine eigentlichste Natur, auf den politischen Tag und auf die politische Wirkung ausrichtet, über eine offenbare Durchschnittlichkeit der Argumente nicht hinaus. Es sei aber nicht vergessen, daß sich auch in

diesem Band einige treffliche, wirklich in jeder Weise befriedigende Arbeiten finden. Dahin gehört die Rede über die Geschichte der Münchener Akademie der Wissenschaften, der lebenswürdig philologische Essay über Akademicien und Akademisch und manches andere. Heigel ist da um so feiner, je mehr er, durchaus ein Mensch von süddeutscher Art, ein Mensch empfindlicher Sinne, in der behaglichen Anschauung des Heimatlichen verweilen kann. Wie an Heigel überhaupt seine bayrisch-österreichische Liberalität, sein loyaler Humanismus, seine Abneigung dagegen verpflichtet zu werden und zu verpflichten, sein wohlwollend-vegetatives Verhältnis zu den Dingen des Lebens und der Geschichte das eigentlich Charakteristische und das sehr Sympathische waren, so muß man ihn auch in diesem Band in den Stücken besuchen, in dem solche Eigenschaften frei wirken und in denen sie am Platz sind: also wohl nicht in den Stücken, die man als deutsche Reden im engern Sinn bezeichnen kann.

× **Kurze Chronik** In Kissingen starb am 11. August, wie hier bereits in der Rubrik Rechtswissenschaft (1915, 2. Band, pag. 935) berichtet wurde, der Rechtshistoriker Heinrich Brunner, der Senior der juristischen Fakultät der Universität Berlin, im 76. Lebensjahr. Sein literarisches Hauptwerk ist die ausgezeichnete 2bändige Deutsche Rechtsgeschichte. × Der frühere Sekretär des deutschen Archäologischen Instituts in Rom Professor Dr. Wolfgang Helbig ist dort im Alter von 76 Jahren gestorben. Sein berühmter 2bändiger Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom ist längst als klassisch bekannt. Der greise Gelehrte, der seit mehr als 50 Jahren in Rom lebte, war jedem Rompilger bekannt und mit der römischen Gesellschaft aufs innigste verwachsen. × Gleichfalls in Rom starb, 70 Jahre alt, der Generaldirektor Professor Ernesto Ovidi. Er hat auf historischem und kunsthistorischem Gebiet gearbeitet. × Das Lübecker Museum, dessen Eröffnung hier in der Rubrik Kunstgewerbe (in diesem Band, pag. 1149) angezeigt wurde, veranschaulicht die Entwicklung Lübecks durch die Jahrhunderte. Es enthält auch große Sammlungen prähistorischer Dokumente, alte Bronzefüße, Stücke aus der Eisenzeit sowie wertvolle Keramik. Ein besonderer Raum mit vielen Karten,

Globen usw. führt dem Beschauer die Geschichte der Hansa vor Augen. × An die Universität Konstantinopel wurde der Historiker Professor Dr. C. F. Lehmann-Haupt berufen. Vor Ausbruch des Krieges wirkte er als Ordinararius der griechischen und der orientalischen Geschichte sowie als Direktor des Archäologischen Instituts in Liverpool. Von seinen Arbeiten hat das 1911 veröffentlichte Buch über Israel und seine Entwicklung im Rahmen der Weltgeschichte /Tübingen, Mohr/ größere Beachtung auch über die engeren Fachkreise hinaus gefunden. × Zum Nachfolger Karl Lamprechts in Leipzig ist der Professor Dr. Walter Goetz aus Straßburg ernannt worden. Seine erste Vorlesung behandelt die innere Entwicklung Deutschlands seit 1871.

×
Literatur Zur historisch - politischen Vorbereitung des Verständnisses der schwebenden und kommenden Ereignisse im Orient sei auf die von Ernst Jäckh herausgegebene bemerkenswerte Deutsche Orientbücherei hingewiesen, von der bis jetzt 5 Bände und Hefte vorliegen /Weimar, Kiepenheuer/. Insbesondere sei die Schrift des Professors Jastrow über die Weltstellung Konstantinopels in ihrer historischen Entwicklung empfohlen, daneben auch die Arbeit des Geheimrats Sachau Vom asiatischen Reich der Türkei. Die übrigen (größeren) Bände leiten tiefer in die kulturellen Probleme der islamischen Welt hinein.

KUNST

Bildende Kunst / Victor Wallerstein

Max † Am 25. November ist Professor Gabriel von Max in München gestorben. Als Sohn des durch seine Werke auf der alten Karlsbrücke in Prag bekannten Bildhauers Emanuel von Max im Jahr 1840 in Prag geboren, kam er 1863 nach München in die Schule Pilotys. Es hat eine Zeit gegeben, da seine Bilder zu den beliebtesten Ausstellungsnummern zählten. Das ist Grund genug seine echten Malereigenschaften zu verdächtigen. Tatsächlich führt er sein Publikum zu oft aufs Eis: wenn er Reinheit malt und Lüsterheit dahintersteckt, wenn er Gottergebung predigt und irgendwo doch ein Angelhäkchen für unreine Instinkte verbirgt. Hierin berührt er sich mit dem Franzosen Greuze; aber auch in der subtilen Art

seines Farbengeschmacks und der blumigen Pracht, die er erreicht. Von den rein malerischen Pfaden gelangte er immer tiefer in die okkultistischen Bestrebungen seiner Zeit, denen er schließlich seine Malerei nur noch wie ein Mäntelchen umhängte. Von Zeit zu Zeit aber erinnerte er sich seines reinen Künstlertums und stellte Werke heraus, die für die Malerei des 19. Jahrhunderts bezeichnend wurden. Fast alle größeren Museen Münchens besitzen eines oder mehr Bilder seiner Hand. Die bekannten Affenbilder gehören der spätern Lebensperiode des Meisters an.

×
Berliner Sezession
1915

Die alte Berliner Sezession mit ihrem neuen Präsidenten Corinth an der Spitze hat im Oktober ihre eigenen Räume bezogen und gleichzeitig ihre erste Ausstellung eröffnet. Das will mehr bedeuten als sonst. Es ist sozusagen ein Ereignis, ein programmatischer Schritt, eine Daseinsbesiegelung gegenüber jener Gruppe der neuen Freien Sezession, die sich unter Führung des alten Präsidenten Liebermann abgeschieden und in dem alten Lager am Kurfürstendamm ihren Sitz behalten hat. Das will aber auch sagen, daß die alte Berliner Sezession genug treibende Kraft und Fruchtbarkeit in ihren Reihen spürt, um ohne die stürmende Jugend, ohne die Vorhuten der Kunst, ein entwickelfähiges Dasein zu führen.

Der Betrachter dieser neuen Ausstellung mag, was das betrifft, eigener Meinung sein. Für ihn heißt es in diesem Fall Farbe bekennen. Entweder er ist zufrieden mit Darbietungen, die in gutem Handwerk (und auch nicht immer) Probleme erschöpfen, ungeachtet des Umstands, daß diese längst und besser gelöst, ja überholt sind, oder er ist es nicht und verlangt von Ausstellungen zeitgenössischer Kunst mehr: nämlich die ganze vielgestaltige Lebendigkeit und Buntheit einer Zeit, einen Geist also, der schließlich ihr wahres Spiegelbild ist, mag dieses immerhin verzerrt, kantig, abrupt, ein wenig unfrisiert, mit einem Wort: mit jenen Merkmalen behaftet sein, die das Wesentliche des noch Unfertigen, ewig Werdenden ausmachen. Es fragt sich, ob man es mit den ruhig Genießenden erworbenen Besitzes oder den ewig Suchenden halten will. In wessen Veranlagung es liegt sich an die erste Partei anzuschließen, mag in der neu eröffneten Ausstellung der Berliner Sezession auf seine Rechnung kommen. Das Haus ist

bequem erreichbar, die Räume sind leidlich schön und vor allem gut erleuchtet, und das, was sie bieten, ist nicht dazu angetan jemand aus der mitgebrachten Gemüthshaltung herauszuschleudern. Ich meine es rein künstlerisch-formal natürlich. Denn was die dargestellten Vorgänge anlangt, so kann es nichts geben, was in die kriegerische und durch Schrecken aufgewühlte Zeit mehr passen möchte. Das aber schalte ich aus, das müßte auch immer ausgeschaltet werden, wenn es darum geht bild-künstlerische Erzeugungen zu betrachten und zu werten. Rein formal und farbig tritt nichts so neu entgegen, daß es uns erst zu erobern brauchte, oder daß wir es uns erkämpfen müßten. Wir finden zu den Dingen über längst aufgestapelten Besitz den Weg.

Eine kleine retrospektive Ausstellung, die gleichsam als Vorspiel der Hauptaktion vorangeht, ist bezeichnend. Nicht gerade hervorragende Bilder von Leibl, Feuerbach, Marées, Menzel, Spitzweg und dem Baseler Maler Schider (dessen Name mehr durch seine Zeichnungen für einen gebräuchlichen anatomischen Atlas bekannt geworden ist). Man könnte sie (Marées ausgenommen) als feste Gruppe ansehen, deren Tendenz des Schaffens mit jener Richtung gleichläuft, die auch die Sezession einhalten will. Ich meine hier die Richtung der Anschauung, nicht die Art, wie sich diese in die künstlerisch tätige Weise umsetzt. Der Pinselstrich kann breit oder spitz, die Farben können einfacher oder mehr abgestuft sein, auch kann mehr die Linie oder die Farbe sprechen. Das macht für das Grundgefühl keinen Unterschied; dieses ist allenthalben mit ähnlicher Schwingungszahl auf die Wirklichkeit eingestellt. Das Verhältnis vom Grundgefühl zur Wirklichkeit ist das Gemeinsame des ganzen Ausstellungskreises, das, was ihn innig verbindet. Nur die Qualität trennt, und die kommt hier stärker zur Wirkung, gerade weil wir es mit einer uns schon ganz vertrauten Formenanschauung zu tun haben, wir durch nichts mehr verblüfft werden können. Wir stellen unser Interesse rein nur auf das Wie ein, und das ist verhängnisvoll, in erster Reihe für uns selbst. Man wird nicht bereichert, man geht fast unberührt hinaus wie man hineinkam. Daran ändern selbst die wandgroßen Stücke eines Meisters wie Corinth nichts. Auch nicht die in noch größeren Maßen gehaltenen Bilder von Lesser-Ury und Jäckel. In Corinth's Bildern mag wohl in der

oder jener Ecke ein Stück sogenannt prachtvoller Malerei stecken. Als Ganzes bleibt ein Bild wie Joseph und Potiphar trotzdem geschmacklos, nicht im gewöhnlichen Sinn des Wortes, den Inhalt betreffend, sondern rein die Mittel des Malers angehend: Es fehlt die unbewußt hemmende Kraft des abwägenden Intellekts. Es ist Talent bis zur Brau-vour, und man schwelgt vor den Bildern im reinen Können. Welches Empfinden man vor dem Riesenbild Lesser-Ury's nicht einmal hat. Sein Gemälde Die Sintflut ist gleichsam ein Vorwand, um 3 Akte in formal bedeutungslosen Stellungen vorzuführen. Dabei bleibt das Bild ohne Zusammenhang in der Komposition und belanglos, daher ohne Eindruck, was die Farbe betrifft. Die grauen und schwärzlichen Töne sollen sich vielleicht auf den Inhalt beziehen. Der Organismus des Bildes bleibt deswegen doch tot. Über Jäckel's Bild Der Sturmangriff habe ich den Lesern der Sozialistischen Monatshefte schon einmal berichtet. Hier in dieser Umgebung habe ich keine Veranlassung das Urteil von damals (siehe diese Rundschau, 1915, 2. Band, pag. 785 f.) abzuändern; neu hervorheben möchte ich nur, daß die Farbengebung hier wohl-tuend und sogar persönlich von allem übrigen absticht. Sein Bild Der heilige Sebastian zeigt noch deutlicher als das behandelte, wie stark es dem Maler um das rein Gegenständliche zu tun ist, und mit wie wenig künstlerischem Takt er es vorläufig bezwingt. Es bleibt ein banales Erlebnis. Wie weit sind wir hier noch von den Idealen der Pilotyschule entfernt! Auch über Melzer kommt man trotz dem großen Format, mit dem er erscheint, zu keinem neuen Urteil. Sein Artilleriebild ist ein vergrößerter Linoleumschnitt oder könnte es wenigstens sein, mit allen seinen Vorzügen und Mängeln, auf die hier schon hingewiesen wurde.

Vor manchen der Bilder hat man im ersten Augenblick den Eindruck, als gingen sie über die gezogene Richtungslinie hinaus, als wagten sie sich auf ein neues Gebiet. Forscht man näher, so erweisen sich diese Anzeichen als äußerlich und dem Alten aufgepfropft. So hat die Landschaft von G. W. Rößner ganz die Allüren gewisser neuzeitlicher Erzeugnisse, und sähe man dieses Bild des Malers allein, so würde man Hoffnungen daran knüpfen. So aber ist noch ein zweites Bild da, ein Damen-porträt, und hier scheint eine Auffassung vorzuherrschen, die nichts weniger als

neu, herb, eigenartig oder stark erscheint. Ebenso steckt hinter der etwas modern zugerichteten Farbgebung W. Röhrichs die konventionelle Form, sowohl in der Landschaft wie im Porträt. Am erquicklichsten sind noch die Bilder von Heckendorf. Hier spricht Frische und Lebendigkeit einer eigenen, wenn auch nicht neuartigen Anschauung. Hier wird es klar, daß man bleiben kann, der man ist, daß man wirken wird trotz allen Theorien, die inzwischen aus dem Boden geschossen sind, wenn man auf eigenem Weg sein Ziel hoch genug gesteckt hat. Auch die Bilder von Bach, Gerson, Herstein, Pottner und Spiro (von ihm besonders die Porträtskizze eines Offiziers) wirken sympathisch, weil sie nicht über die Grenzen ihrer Art hinausgehen.

Auf dem Gebiet der Plastik wäre ein Modell zu einem Eugen Richter-Denkmal von Ernst Wenck zu erwähnen, bei dessen weiterer Ausführung noch mehr Übersetzung der flackernden naturalistischen Form wohl zu erwarten ist. Mit Metzner geht die Plastik über die sonst in dieser Ausstellung herrschenden Gesichtspunkte hinaus. Man kennt seine Art, die im Grunde wenig Möglichkeit zu einer Veränderung oder Entwicklung zeigt.

Die Ergebnisse dieser Ausstellung machen die Gründung (oder besser: Absonderung) der Berliner Sezession nicht ohne weiteres einleuchtend. Ihren Wert für das Berliner Kunstleben wird man lieber nicht von dieser ersten Ausstellung abhängig machen wollen. Es kann nicht die Absicht gewesen sein das Publikum mit Mittelmäßigkeiten zu überfüttern. Wir wollen nicht vergessen: Die Berliner Sezession ist das Kind einer streitbaren Zeit, und wenn auch von dieser nicht positive Wirkung erzwungen werden sollte, so müßte sie doch negativ dazu führen, daß Überflüssiges sich nicht allzu breitmacht. Wir verlangen auch auf dem Feld der Kunst Kampf von einander widerstreitenden Elementen, da nur er Gesundheit und Kraft der Ergebnisse sichert. Inwieweit sich also die Berliner Sezession in diesem Sinn beweisen will, muß uns die nächste Ausstellung zeigen.

× Münter ×
 Nach den etwas matten Darbietungen am Kurfürstendamm gewinnt die Ausstellung Gabriele Münters im Sturm erhöhte Bedeutung. Die Malerin tritt diesmal mit einem halben Hundert

Arbeiten auf und bietet damit ein umfassendes Bild ihrer Persönlichkeit. Wenn es einem niemand sagte, so sähe man es ihren Arbeiten nicht an, daß sie die Gattin Kandinskys ist; sie hat ihre Persönlichkeit behalten und geht ihren eigenen Weg. Das verdient um so stärker betont zu werden, als Kandinsky bekanntlich Programmatiker der sogenannten absoluten Malerei ist, und als solcher um so eher mitzureißen imstande gewesen wäre. Gabriele Münter hat kein ausgeglichenes Wollen, aber sie hat ein Wollen. Man merkt den Weg von fein abgestufter Tonigkeit, vom Geschmack erbgesehener Münchener Ateliermalerei zur Kraft, Einfachheit und Geradheit der Farben, von dem liebevollen Eingehen auf das Materielle der Erscheinung bis zu dessen Herabsetzung als bloßem Anlaß. Mir scheint die Art der naturnahen Kunst der Malerin mehr zu liegen. Wenigstens sind die Bilder dieser Art ausgeglichen und von persönlichem Erlebnis und Temperament erfüllt. In den Bildern der andern Art berührt die suggestive Geste der dargestellten Personen etwas künstlich und als nicht schlecht gelungene Geziertheit. Für deren Umgebung, die gar nichts von dieser Grundstimmung weiß, muß man die Optik wechseln. Sie ist eine andere Welt. Das beweist, daß etwas Zwiespältiges vorhanden ist. Am innigsten ausgeglichen unter den Arbeiten der zweiten Art scheint mir ein Bild wie die Kahnfahrt. Hier sind gleichsam zwei Wege zusammengelaufen. Die einzelnen Tonwerte sind fein, fast zu fein auf einander gestimmt, der Umriss hat noch etwas von seiner konventionellen Auffassung, aber es wird Wert auf den Ausdruck gelegt, und das kommt auf Munchsche Art zum Vorschein, ohne die selbe Kraft und Natürlichkeit (die übrigen bei Munch auch nicht immer da sind).

Ein starkes eigenwilliges Temperament ist Gabriele Münter nicht. Aber sie verarbeitet nur solche Anregungen, die ihrer Persönlichkeit entgegenkommen. Dadurch bleibt sie echt, warm, und ihre Arbeiten bieten ein Bild zeitgenössischen Schaffens.

× Künstlertypen Wilhelm Hausenstein hat ×
 4 Vorträge, die er in der Akademie für Jedermann in Mannheim hielt, als Broschüre unter dem Titel Der Künstler und seine Seele erscheinen lassen /Heidelberg, Weißbach/. Er kämpft gegen die Meinung,

daß Kunst bloße Nachahmung der Natur, und die mehr oder weniger täuschende Vollendung dieser Nachahmung der einzige Gesichtspunkt sei, von dem aus Kunst gewertet werden müsse. Wenn man aus der Erfahrung weiß, wie stark der Feind ist, der bekämpft werden soll, wie fest verwurzelt dieses Vorurteil im *Kunstabürger* ist, wird man einen solchen Versuch nicht nur freudig begrüßen sondern auch als mutig bewundern. Daß gerade Hausenstein ihn unternimmt, ist besonders aussichtsvoll, weil er über die eindringliche und dabei warme Sprache verfügt, die unbedingt erforderlich ist, um den mächtigen Koloss von Vorurteil von seiner Stelle zu rücken.

In seinem 1. Vortrag versucht er den Menschen seine Ansicht als Tatsache klarzumachen: Die Kunst hat nicht die Aufgabe natürlich zu sein, ihr Wesen liegt gerade in ihrer Unnatürlichkeit. »Der Künstler benutzt die Natur, aber sein eigentliches Ziel liegt jenseits des Natürlichen . . . Die Seele des Künstlers will schöpferisch sein . . . und denkt der Natur zuletzt, bloß noch wie einer ersten Gelegenheit.« Die Seele des Künstlers will schöpferisch sein, und zwar eine jede nach der Art der Grundveranlagung, nach der wesentlichen Gemütslage.

Hausenstein sieht hier 3 Typen vortreten: den ruhig betrachtenden, den nervösen und den ekstatischen. Dem ruhig betrachtenden entspricht in der Kunst der Naturalismus, dem nervösen der Impressionismus und dem ekstatischen der Expressionismus. Leibl, Courbet, Dürer und Leonardo sind es vor allen anderen, die er als die Repräsentanten der »sachlichen oder objektiven oder naturalistischen Künstlerseele« bezeichnet; Manet, Liebermann, Slevogt, Hals, Watteau, Velasquez, Botticelli, Correggio als Repräsentanten der nervösen, der »geistreichen, der impressionistischen Seele«; und endlich Giotto, Michelangelo, Grünewald, Greco, Delacroix, Daumier und van Gogh sind ihm die Vertreter des »dritten künstlerischen Seelentypus, des pathetischen«.

Hausenstein ist sich natürlich bewußt, was er bei der Aufstellung der Seelentypen wagt. Er weiß selbst, was solchen schillernden Schlagworten entgegengehalten werden könnte. Er weiß aber ebenso gut, daß sich das Publikum nur an Fertiges halten kann. So scheut er vorerst den Vorwurf des Dogmatikers nicht und stellt, scheinbar sorglos, die festen Begriffe zurecht. Kaum aber

stehen sie, und kaum wälzen sich die Bedenken des Lesers von allen Seiten heran, so beginnt er die Scheidewände abzubauen und Verbindungsbrücken zu schlagen, bis man schließlich mit der Erkenntnis davongeht, daß diese ersten, scharfen Scheidungen nur Hilfskonstruktionen waren, gleichsam Lockmittel, um ein unnahbares und für viele unwegbares Gebiet als erreichbares Glückseland zu zeichnen. Deswegen ist es gar nicht nötig zu fragen, ob diese Schematisierung der Künstlerseele die einzig mögliche ist. Denn es bleibt die Hauptsache, daß überhaupt eine Einteilung stattfindet, die uns den Überblick über das weite Gebiet der Kunst erleichtert. Sie kommt ja ohnedies ins Schwanken, wie alle übrigen schon bestehenden, wenn man beginnt die einzelnen Künstlerpersönlichkeiten mit ihrem Schaffen in das bereitstehende Netz einzufangen. Kritisch könnte man sich also nur zu der Auffassung stellen, die Hausenstein diesen greifbaren oder besser sichtbaren Einzelgrößen widmet. Denn natürlich gelingt es ihm nicht immer mit der gleichen Schlagkraft das Eoterische bis zum letzten objektiv auszuschöpfen. Das liegt aber gerade daran, daß auch er Persönlichkeit ist und deshalb nicht allem auf gleiche Weise entgegenkommen kann. Es wird eine bestimmte Gemütslage stärker, eine andere weniger stark zu ihm sprechen, und man merkt es, wo er mit dem Herzen, und wo er nur als Historiker mit dem Hirn arbeitet.

So scheint mir in den Worten, die er für Rubens findet, nicht nur Rubens treffend gezeichnet, sondern es liegt darin auch die ganze, unserer Zeit entsprechende Kunstbetrachtung ideal verwirklicht; während er aus Michelangelo und auch aus Rembrandt nicht alle Möglichkeiten ausschöpft, und auch Hodler nicht gerade gut bei ihm wegkommt. Daß er Hodler nicht gerecht werden würde, sieht man schon im Kapitel Der Naturalismus, wo er sich mit Signorelli befaßt. Wer Signorelli rein als Naturalisten nimmt, vielleicht als *vertieften* Naturalisten, der kann auch Hodler nicht viel anders einschätzen, und der muß hier einen Widerspruch zwischen den naturalistischen Formen und dem Pathos finden, sobald er dieses als lediglich von außen an die fertige naturalistische Form hingetragen empfindet. Ich könnte mich auch nicht entschließen Dürer als Naturalisten hinzustellen, besonders nicht neben Courbet und Leibl, ebenso wie es mir nicht möglich wäre

zum impressionistischen Typus ohne weiteres Manet und gleichzeitig Botticelli zu rechnen. Denn ich für meinen Teil sehe eine größere Verwandtschaft zwischen Leibl und Manet (die für Hausenstein zwei getrennten Typen angehören) als zwischen Dürer und Leibl oder Manet und Botticelli, welche Paare von ihm immer zusammen genommen werden. Die Naturstudien Dürers, die Hausenstein anführt, oder die Einzelheiten bei Botticelli sind für den Seelentypus nicht allein maßgebend. Man betrachte nur einige von den Blättern der Apokalypse, wo aber wirklich jedes eng oder vertieft naturalistische Wesen gewichen ist und einem persönlich-idealistischen (oder sagen wir in der Sprache Hausensteins: ekstatisch-überschwenglichen) Platz gemacht hat. Faßt man bei Dürer die Zeichnung der Gewänder, der Goldschmiedeverzierungen, der Wolken, der züngelnden Flammen und sphärischen Erscheinungen ins Auge, so findet man meines Erachtens viel eher Berührungspunkte mit der Sensibilität eines van Gogh. Ich empfinde da häufig einen der Art nach gleichen Erregungskoeffizienten, wenn ich mich so ausdrücken darf. Was Dürer nach 1515 und vor seinen allerletzten Arbeiten gemacht hat, setze ich hierbei natürlich außer Betracht, weil es schließlich doch nur einen fremden Tropfen in seinem Blut bedeutet. Noch stärker widerstrebt mir die Zusammenstellung von Giotto mit Greco als Vertreter der ekstatischen Seele. Was für Greco bezeichnend ist: die »ungeheure nervöse Erregtheit, das nervös Überspannte, nervös Zerzogene, psychopathisch Gestreckte«, die »schiefer vergleichliche religiöse Ekstase«, fehlt mir bei Giotto. Rintelen sagt über das Bild und die Erzählung bei Giotto unter anderem: »In ruhige Helle und objektive Ferne sind die Begebenheiten gesetzt. Die selbe Kraft ist dabei wirksam, welche den großen florentinischen Geschichtsschreibern bis auf Machiavelli so klare Aufrisse der Weltgeschichte . . . hat gelingen lassen. . . Giotto's Erzählungen sind Architekturen. Jedes einzelne Moment wird genau bewertet und in scharfer Sonderung in das Bild so eingeordnet, daß seine gegenständliche Bedeutung Art und Maß seiner rhythmischen Funktion bestimmt.« Eine Kunst, die mit der objektiven Wahrheit in so enger Beziehung steht, kann meines Erachtens nicht gut aus fortgesetzter Nervenzitterung entstanden sein. Ich kann auch das

»Ungeschickte«, »gotisch Zerbozene« der Malerei des Giotto für den Charakter Giotto's nicht ausschlaggebend finden. Wenn etwas bei Giotto hervorgehoben werden muß, so ist es seine Stellung gerade gegen die »gotisch zerbozene« Malerei seiner Zeit, hauptsächlich Sienas. Gerade Giotto war es, der in der florentinischen Malerei den Boden für eine Kunst ganz anderer Art vorbereitete.

Es kommt im Grund Hausenstein darauf an die Erregungszustände der Seele auf eine bestimmte Weltanschauung zurückzuführen. Er versucht es, wenigstens was seinen ersten Typus, den Naturalismus, betrifft, und er legt ihn als materialistische Weltanschauung aus. Ähnliches hat schon Hermann Nohl in seinem sehr anregenden Büchlein Die Weltanschauungen der Malerei /Jena, Diederichs/, und zwar im Anschluß an Dilthey, versucht und für alle Kunstarten auch durchgeführt. Nohl scheint mir noch mehr von der Kunstäußerung auf die Weltanschauung zu schließen, während Hausenstein nicht gleichmäßig diesen Weg einschlägt. Wenn er einfach feststellt: »Auch Signorelli, Mantegna waren Materialisten, . . . Dürer trotz seiner theologischen Vorbehalte nicht minder«, so glaube ich es ihm nur, solange mir die Form auch naturalistisch erscheint. Dort aber, wo ich sie anders sehe als er, ist es nichts mehr als eine Behauptung, der man auch das Gegenteil entgegensetzen könnte. Tatsächlich kommt auch Nohl, was Dürer anlangt, zu einem von Hausenstein verschiedenen Urteil. Für ihn ist Dürer mit Michelangelo der Vertreter des persönlichen Idealismus: »Dürers Landschaft hat kein Verhältnis zu den Figuren. Und in seinen größten Arbeiten vergeht die Außenwelt ganz vor dem monumentalen Eindruck der göttlichen Menschen. . . Sowohl Dürer als Michelangelo wurden getragen von einer ethisch-religiösen Bewegung, die ihnen eine überpersönliche Energie und historische Schwungkraft gab.« Was alles in der Sprache Hausensteins überschwenglich, ekstatisch, donquichotisch hieße. Auch Botticelli sehe ich eher als Vertreter des dritten Hausenstein'schen Typus an, was leicht an Beispielen aufzuzeigen wäre. Nur kommt es hier nicht auf eine weitläufige Beweisführung an sondern darauf zu zeigen, daß auch eine andere Auffassung der gleichen Künstlerpersönlichkeit möglich ist und daher eine Einordnung nach Erregungszuständen keine objektive Gel-

tung haben kann, wengleich sie als praktisches Mittel, so paradox das klingt, dienen mag, um die Seele des Künstlers nach ihren symptomatischen Erscheinungen zu bestimmen.

Es handelte sich ja hier vor allem darum die Existenz der Künstlerseele überhaupt erst einmal nachzuweisen, sie als etwas Erhabenes zu kennzeichnen und einem jeden das Gefühl beizubringen, daß er sich ihr bescheiden und verehrungsvoll zu nahen hat, um langsam zum Verständnis ihrer Äußerung zu reifen. Und dazu hat Hausenstein mit seinen 4 Vorträgen das seinige in höchstem Sinn beigetragen. Wie er die ihm notwendigen Begriffe mit Bildern füllt, und wie er andererseits aus dem Individuum und seinem Werk den Begriff herauslockt, herausempfindet, das könnte man als äußersten Impressionismus bezeichnen. Oder mit seinen eigenen Worten, die er auf ein Bild Manets sagt: Er tut alles »mit einer zauberhaften Kunst des Ungefähr«, und dennoch ist es »schließlich vollkommen da; man vermißt nichts«.

× **Kurze Chronik** In Dresden starb am 25. Oktober der Bildhauer Robert Ockelmann,

66 Jahre alt. × In der Wiener Akademiegalerie ist kürzlich von Bode ein Bild (Tarquinius und Lucretia) wiederaufgefunden worden, das er als ein Spätwerk Tizians anspricht. Die dortige Galeriedirektion stellt dagegen fest, daß das Bild als hochinteressantes unvollendetes Werk der venezianischen Schule schon seinerzeit beim Ankauf erkannt wurde. × Der Berliner Kunstsalon Schulte zeigt Bilder von Fritz Erler, die er vom westlichen Kriegsschauplatz heimgebracht hat. × Im Verlag Teubner in Leipzig ist eine Mappe Führer und Helden erschienen, die 12 Blätter, Reproduktionen nach Zeichnungen von Karl Bauer, enthält, dem Preis nach eine echte Volksgabe.

× **Literatur** Immer enger und kleingliedriger wird die Kette, die die Kunst mit dem Leben verbinden soll. Immer zahlreicher werden die Publikationen, die in das geheimnisvolle Gebiet der Kunst hineinleuchten. Entsprechend der Lage der kunstgeschichtlichen und ästhetischen Forschung begnügt man sich jetzt nicht mehr mit der monographischen Darstellung des einen oder andern Hauptmeisters, sondern man faßt tiefer

an die Wurzel und versucht auch dem weitem Publikum den ganzen Ablauf künstlerischer Produktion darzustellen. In einem kleinen Büchlein Bau und Leben der bildenden Kunst der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt macht Th. Volbehr den Versuch die Faktoren aufzudecken, die beim Aufbau des Kunstwerks zusammenwirken. An einer Zahl hübscher Abbildungen von Kunstwerken aller Epochen zeigt er die psychischen Vorbedingungen, die individuellen und sozialen Triebe. Er landet schließlich bei der Darstellung der künstlerischen Persönlichkeit und ihren Beziehungen zur Umwelt »als Repräsentanten einer bestimmten Generation, eines bestimmten Volkes«. × Ein anderes Büchlein, Niederländische Malerei im 17. Jahrhundert von H. Jantzen (in der selben Sammlung) gibt eine großzügige und lehrreiche Darstellung dieser glänzenden Epoche der Malerei, wobei es dem Verfasser gelingt das Wesen der flämischen wie der holländischen Kunst prägnant zu fassen. Das Bändchen will nicht zum Kenner ausbilden, aber es verrichtet vielleicht die wichtigere und nützlichere Arbeit uns zu einer gewissen Übersicht und dem Verständnis für das Trennende im Wesen dieser großen Gebiete zu helfen und trägt damit auf beste Weise zur Kenntnis der Kunstgeschichte bei. × Künstlergeschichte im alten guten Sinn soll der Auszug aus Vasaris Lebensbeschreibungen uns bieten, der als 25. Bändchen einer Reihe ähnlicher Publikationen aus anderen Gebieten vorliegt: Giorgio Vasari Leben und Werke der berühmtesten italienischen Künstler (in der Sammlung Wissenschaftliche Volksbücher /Hamburg, Janssen/). Es ist gut, wenn wir einmal in die Werkstatt des Wissenschaftlers hineinblicken und die Quellen selbst hören, wo sonst nur apodiktische Tatsachen zu uns sprechen, deren Ursprung man kaum jemals nachprüfen kann. Hier in den Abschnitten aus den Viten des Vasari wird jeder intelligente Leser selbst das Schwankende und an sich Relative der Quelle selbst entdecken und damit vielleicht zur Behutsamkeit bei der Annahme von Lehrbuchweisheit ermahnt werden.

Musik / Edgar Istel

Bungert † August Bungert, der einst so gefeierte Komponist, starb am 29. Oktober, fast schon vergessen, im 70. Lebensjahr. Es

war vor etwa 20 Jahren, da sangen Lillian Sanderson und Lilli Lehmann Bungerts Lieder, da dirigierte Schuch an der Dresdener Hofoper die gigantische Odyssee, in der Bungert Wagner noch zu übertreffen hoffte. Die Homerische Welt, die Lebensarbeit des Dichterkomponisten Bungert, umfaßt 2 Tetralogien, Odyssee und Ilias. Zunächst vollendet und zur Aufführung gebracht wurde die Odyssee, deren 4 Dramen Kirke, Nausikaa, Odysseus' Heimkehr und Odysseus' Tod betitelt waren. Am Dresdener Hoftheater wurde das Riesenspektakel vollständig gegeben, und es erregte zunächst einen unglaublichen Enthusiasmus. Auch am Berliner Opernhaus, wo am 31. März 1898 die Heimkehr aufgeführt wurde, brachte es das Werk auf zahlreiche Wiederholungen, bis man doch der schwülstigen Poesie, der überladenen Ausstattung und der süßlichen, pathetisch sich gebärdenden Musik bald überdrüssig wurde. Auch ein 1911 gebildeter Bungertbund, der ein eigenes Festspielhaus am Rhein bauen wollte, konnte ihm nicht mehr aufhelfen; nur von seinen zahlreichen Liedern hielten sich einige, besonders solche, die auf Dichtungen Carmen Sylvas komponiert waren; mit der rumänischen Königin war Bungert in langjähriger Freundschaft verbunden.

Die äußeren Stationen seines Lebens sind rasch aufgezählt. Bungert wurde am 14. März 1846 zu Mühlheim an der Ruhr geboren, war zunächst Schüler des Kölner Konservatoriums, bildete sich dann noch in Paris 1868 weiter aus, studierte aber schließlich, nachdem er bereits Dirigent gewesen war, nochmals in Berlin unter Friedrich Kiel, wo er von 1873 bis 1881 auch dauernd wohnte. Später lebte er meist im Süden, in Pegli, auch am Rhein in Leutesdorf, wo er starb, und gelegentlich wieder in Berlin.

× **Strauß: Alpen-** »Mehr Ausdruck der Emp-
symphonie | findung als Malerei«: Mit diesen klassischen Worten hatte Beethoven auf dem Manuskript der Pastoralsymphonie seinen Standpunkt zur schildernden Musik dargelegt. Nichts ist nun charakteristischer für den Umschwung der musikalischen Verhältnisse in einem einzigen Jahrhundert, als daß wir angesichts der neuen Richard Straußschen Alpensymphonie Beethovens Wort geradezu umkehren müssen. Denn wenn wir das Wesentliche der im Programm dem Beethovenschen Werk manchmal ähnlichen

Alpensymphonie bezeichnen wollen, müssen wir sagen: Mehr Malerei als Ausdruck der Empfindung. So kam denn der ältere Meister in der Pastorale mit nur 4 kurzen Überschriften aus und meinte in seinem Skizzenbuch gar, wer einen Begriff vom Landleben habe, müsse ihn auch ohne alle Titelhilfen verstehen. Strauß dagegen braucht eine ganze Reihe von Andeutungen, um seine malende Musik selbst dem mit den Alpen vertrauten Hörer näherzubringen.

Und wieder erhebt sich unwillkürlich ein Vergleich: Mit wie bescheidenen Mitteln drückte Beethoven seine unsterblichen Naturgedanken aus! Nur 2fache Holz- und Blechbläser traten zu dem Streichkörper, und alle Schauer eines Gewitters werden mit dem Aufwand von einem Paar Pauken und 2 Posaunen dargestellt. Man kann also Beethovens Symphonie mit etwa 40 bis 50 Musikern vortrefflich aufführen. Strauß dagegen fordert hier »mindestens« 121 Musiker. Sein Streichkörper umfaßt »mindestens« 18 erste, 16 zweite Violinen, 12 Bratschen, 10 Violoncelle und 8 Bässe. Alle Holzbläser sind 4fach besetzt (einschließlich Heckelphon der Baßboe, Baßklarinetten und Kontrafagott), 8 Hörner (4 davon zugleich Tenortubenbläser) wirken im Orchester, dazu noch 12 außerhalb des Orchesters (im ganzen also 20 Hörner, gegen 2 bei Beethoven), 4 Trompeten (dazu 2 weitere außerhalb), 4 Posaunen (noch 2 außerhalb), 2 Baßtuben, 2 Harfen (»womöglich zu verdoppeln«), 2 Paukenspieler, Celesta und Orgel vertreten die Musikinstrumente. Und nun kommen noch die Schlagwerkzeuge und Geräuschmaschinen hinzu: 1 Windmaschine, 1 Donnermaschine, Glockenspiel, Becken, große Trommel, kleine Trommel, Triangel, Herdengeläute und Tamtam (3 Spieler). Man stelle sich den ohrenbetäubenden Lärm vor, wenn alle diese Instrumente im Gewitter der Symphonie losgelassen sind. Allerdings verwendet Strauß im allgemeinen sonst nur einen Teil dieses Riesenorchesters. Ein Meister der Instrumentation, zaubert er Klangbilder von oft bezaubernder Kraft hervor. Sein Wasserfall allein ist eine Hörenswürdigkeit ersten Ranges. Wie da die Springbogen und Glissandi der geteilten Streicher sich mit Holzbläsergängen, Harfentönen, Glockenspiel und leisen Triangel schlägen vermählen, das gehört zu den Hexenmeisterstücken. Aber es bleibt doch, wie so vieles andere, schließlich nur reizvoller Ohrenkitzel. Schwe-

rer als diese dem Publikum gewaltig imponierenden Variétékünste wiegen einige wundersam wiedergegebene Alpenstimmungen. Wer je einsam die Hochalpen durchwanderte, dem werden Momente wie das Oboensolo (Auf dem Gipfel) oder kurz vorher die Trompetenstelle (Auf dem Gletscher) gewaltige Natureindrücke zurückrufen. Daneben steht freilich wieder allerhand kakophonischer Wirrsal oder auch süßlich-sentimentaler Kitsch.

Die Instrumentation ist bei Strauß da, um den Mangel an Erfindung zu verdecken. Ein wirklicher Einfall im Beethovenischen Sinn ist lediglich das energische Hauptthema in Es-Dur, das man freilich aus früheren Straußschen Werken beinahe zu kennen glaubt. Im übrigen ist die Erfindung oft recht schwächlich (das später allerdings prächtig verwendete Sonnenthema stammt fast wörtlich aus der österreichischen Nationalhymne), und so ist denn Strauß auf fortgesetztes thematisches Arbeiten und immer neue Instrumentationsüberraschungen angewiesen. Die Farbe spielt hier die Rolle, die bei späteren Meistern bis einschließlich Brahms noch die Linie hatte. Daß Richard Strauß ein Farbenmeister allerersten Ranges ist, wird ihm selbst derjenige nicht absprechen wollen, der mehr den innern Ausdruck der Empfindung als die äußerliche Malerei in der Musik schätzt.

Kriegslieder Der bekannte Berliner Komponist und Pianist James Simon hat im Verlag Harmonie in Berlin 4 Liederhefte (opus 11, 14, 15 und 17) veröffentlicht, die als bemerkenswerte Erscheinungen moderner Lyrik zu bezeichnen sind. Opus 11 nennt sich Vier Kriegslieder 1914 nach Texten von Petzold, Münzer, Gerhart Hauptmann und einem Volkslied. Am glücklichsten ist die Textwahl in dem Volkslied, das denn auch musikalisch die beste Gabe des Heftes darstellt. Dieses »Nehmt den Spaten«, anscheinend österreichischer Herkunft, erinnert in seiner Bildhaftigkeit an Des Knaben Wunderhorn. Die markige Weise Simons wird, ungeachtet eines leichten Wagneranklängs (Hämmermotiv im Ring), sicher ihren Weg durch die Konzertsäle machen. Das nächste Heft hat (ungewollt) wiederum einen aktuellen Charakter bekommen durch das Schicksal Max Dauthendey's, aus dessen Lyrik sich Simon 6 Gedichte ausgewählt hat. Feine musikalisch-im-

pressionistische Stimmungen, wie mit Silberstift gezeichnete Landschaftsbilder. Am schönsten dünkt mich das 3. Bild (»Der Regen wandert über den Fluß«). Auch unter den Liedern auf Gedichte verschiedener moderner Poeten in opus 15 und 17 findet sich manch gelungenes Werk. Der sorgfältig ausgearbeitete Klavierpart verrät den feinsinnigen Begleiter; die Führung der Singstimme dürfte wohl gelegentlich etwas melodisch selbständiger gehalten sein.

Kurze Chronik Der Altmeister der amerikanischen Organisten Samuel P. Warren starb. 74 Jahre alt, in New York. Er hatte in den sechziger Jahren bei Haupt, Gustav Schumann und Wieprecht in Berlin studiert und genoß in Amerika außerordentliches Ansehen. Ein unbekanntes, in der Berliner Königlichen Bibliothek gefundenes Konzert für 2 Klaviere und Orchester von Mendelssohn-Bartholdy brachten die Geschwister Victor mit dem Blüthner-Orchester in Berlin zur Uraufführung. Die 3. Symphonie in E-Moll opus 96 von Hugo Kaun gelangte in Kassel zur Uraufführung. In dem großen Prozeß, den die Mehrzahl der deutschen Verleger sowie eine Reihe von Komponisten gegen die Genossenschaft deutscher Tonsetzer führte, hat das Reichsgericht als letzte Instanz endgültig gegen die Genossenschaft entschieden, nachdem diese den Prozeß bereits in den beiden Vorinstanzen verloren hatte. Die Folgen dieser Entscheidung sind, daß sämtliche Berechtigungsverträge nichtig sind, die sowohl von Tonsetzern wie von Verlegern mit der Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht (der Tochtergesellschaft der Genossenschaft) abgeschlossen worden sind. Auf Grund dieser Entscheidung hat sich unter dem Vorsitz von Justizrat Dr. Hillig (Leipzig) zunächst eine Treuhandkommission zur Verwertung der musikalischen Aufführungsrechte gebildet, um interimistisch die von der Genossenschaft unabhängigen gewordenen Aufführungsrechte zu verwalten. Von Komponisten gehören ihr d'Albert, Weingartner und Max Winterfeld (Gilbert) an.

KULTUR

Verkehr / Felix Linke

Funkentelegraphie Das vom Internationalen Bureau des Welttelegraphenvereins herausgegebene Verzeichnis der Funkentelegraphen-

stationen enthält alle Daten, die bis Anfang April 1915 amtlich bekannt waren. Die Angaben verdienen wohl Beachtung, wengleich manches durch den Krieg unrichtig geworden sein mag. Danach bestanden am 1. April 1915 insgesamt 706 Küsten- und 4846 Bordstationen, von denen über 50 % nach dem deutschen Telefunken- oder dem englischen Marconisystem betrieben werden. Verschiedene Stationen haben das Anlagensystem nicht angegeben; man darf annehmen, daß im ganzen 75 % der Anlagen nach einem der beiden Systeme eingerichtet sind. Auf Seeschiffen ist Marconi bedeutend weiter verbreitet als Telefunken, 1894 Bordstationen der ersten Gesellschaft stehen hier gegen nur 807 der zweiten; wohl weil die deutsche Schifffahrt wegen der ungünstigen Verkehrsverhältnisse anfangs in der internationalen Funkentelegraphie etwas zurückgeblieben war. Durch die Gründung der Deutschen Betriebsgesellschaft für drahtlose Telegraphie im Jahr 1911 trat aber ein Umschwung ein. Von den Küstenstationen arbeiten 150 mit Telefunken-, 225 mit Marconieinrichtung. Welche gewaltige Bedeutung die Funkentelegraphie für den Seeverkehr hat, geht aus den Zahlen des Verkehrs mit drahtlosen Telegrammen hervor. Von deutschen Küstenstationen wurden 1913 26 885 Funkentelegramme bearbeitet (1912 20 462). Die Entwicklung des Bordstationenverkehrs zeigt folgende Zusammenstellung:

Jahr	Funkentelegramme	Wortzahl	Durchschnittliche Telegrammzahl während der Reise
1910-1911	63 700	909 000	138
1911-1912	97 201	1 510 148	168
1912-1913	126 679	1 997 764	131

Bis vor kurzem richtete man nur dort Funkentelegraphie ein, wo die örtlichen Bedingungen die Anlage gewöhnlicher Telegraphenstationen nicht gestatteten; in neuerer Zeit konkurriert das Funkensystem aber auch sonst mit der Kabeltelegraphie, und nach dem Krieg dürften die politischen Verhältnisse diese Konkurrenz noch verstärken. Die drahtlose Telegraphie als dauernde Verbindung von Landstationen hat bemerkenswerte Fortschritte gemacht. Die ersten derartigen Anlagen in halbtropischem Klima richtete Telefunken im Jahr 1905 zwischen Derna an der Küste von Nordküste und Patara an der Küste von Kleinasien ein, die 750 Kilometer von einander entfernt liegen. Dann baute

Telefunken in tropischem Klima Stationen im peruanischen Urwald. Die Firma erzielte damit solche Erfolge, daß sie daraufhin den Auftrag bekam eine Verbindung quer durch Südamerika herzustellen. Zu diesem Zweck wurden 10 Stationen errichtet. Die Durchgangsverbindung wird über die 4 Hauptstationen Para, Manes, Iquitos und Lima geleitet; die übrigen Stationen dienen dem Ortsverkehr und vermitteln den Anschluß abgelegener Ansiedlungen an die Hauptlinie. Von den sonst bestehenden großen Telefunkenverbindungen seien besonders genannt: die Linien Hammerfest - Spitzbergen (rund 1000 Kilometer), Nikolajewsk-Petrowpawlowsk-Ochotsk - Charbin - Charobrowsk (1000 Kilometer), Timor - Ambon - Sitoebondo (1100 Kilometer) und Sydney - Fremantle - Kaitaia - Awanui (2000 Kilometer).

× **Motorschiff-** Die dänische Ostasiatische
fahrt Kompanie, eine der größten
dänischen Reedereien,

beschloß ihre Dampfer durch größere, schnellfahrende Dieselschiffe zu ersetzen. 10 der älteren Dampfer der Schifffahrtslinie wurden bereits einer neugegründeten Schifffahrtsgesellschaft überlassen. Diese Tatsache spricht dafür, daß man die Schiffsdieselmachine, über deren Vorzüge hier bereits in der Rubrik Technik (1912, 1. Band, pag. 198 f., und 1913, 3. Band, pag. 1310 f.) berichtet wurde, allmählich in größerem Maßstab einzuführen beginnt.

Auch sonst beginnt man die Bedeutung des Ozeanmotorschiffs höher zu werten. So widmet das neueste Register des Britischen Lloyds dem Motorschiff einen eigenen Abschnitt. Es werden dort 321 Fahrzeuge von zusammen 400 000 Bruttoregistertons angegeben, die sämtlich mehr als 100 Tons Fassungsvermögen besitzen. Das Verzeichnis enthält aber außer den eigentlichen Motorschiffen noch 95 Segelschiffe mit Hilfsmaschinen von teilweise sehr hohem Alter. Will man die wirkliche Entwicklung des Motorschiffs erkennen, so darf man deshalb nur die nach 1912 ausgeführten Schiffsbauten betrachten:

Jahr	Anzahl der neu erbauten Motorschiffe		insgesamt
	von 100 bis 1000 Bruttoregistertons	über 1000	
1912	32	14	46
1913	49	12	61
1914	23	20	43

1915 wurden bisher 3 Schiffe von 5000,

1 von rund 4500 Bruttoregistertons und mehrere kleinere gebaut. Die kleineren Fahrzeuge sind durchweg für die Hochseefischerei bestimmt. Deutschland besitzt 42 Motorschiffe, England 102, Holland 33, Schweden 25, Dänemark 20, Norwegen und Frankreich je 18, Rußland 14, Italien 8, Österreich 5, Belgien 3, Portugal und Rumänien je 1 Motorschiff; die übrigen gehören außer europäischen Staaten, hauptsächlich Nordamerika. Der größte Teil der Motorschiffe ist im Besitz von Petroleumgesellschaften, da sie zur Beförderung von Petroleum und Rohöl besonders geeignet sind. So verfügt die Deutsch-Amerikanische Petroleumgesellschaft über die 4 bisher größten Motorschiffe der Welt: Wilhelm A. Riesenmann mit 9800 Tons, Wotan mit 5703 Tons, Hagen mit 5460 Tons und Loke mit 5456 Tons.

× **Amurbahn** ×
Nach der Zeitung des Vereins Deutscher Eisenbahnverwaltungen wird in nächster

Zeit der durchgehende Verkehr auf der Amurbahn eröffnet werden. Damit besitzt Rußland eine 2gleisige Bahn von Wladiwostok durch Sibirien, die ganz auf russischem Gebiet liegt. Sie zweigt bei Kuenga von der Transbaikalbahn ab und mündet bei Charbarowsk in die Ussuribahn, die die beiden für Rußland so bedeutungsvollen Häfen am Stillen Ozean Wladiwostok und Nikolajewsk mit einander verbindet. Damit erhält auch Nikolajewsk eine durchgehende Verbindung mit dem europäischen Rußland. Der Bahnbau bot stellenweise außerordentliche Schwierigkeiten, da nach Durchquerung des fruchtbaren Schilkatala ein wildes Gebirgsgebiet zu überwinden war, das bald tiefe Einschnitte bald gewaltige Aufschüttungen erforderlich machte. Da das Land nichts bot, was zum Leben notwendig war, mußten zunächst Zufuhrstraßen und Bahnen von den Hafenplätzen des Amurstroms erbaut werden, auf denen Lebensmittel für die Arbeiter und Baustoffe herangeschafft werden konnten. Besonders rauh ist das Gebirge bei Ruchlowo, wo die Arbeiten durch die Kälte manche Verzögerung erlitten. Wo der Bahnbau fruchtbarere Gegenden durchschneidet, wurden sie der landwirtschaftlichen Nutzung erschlossen; ebenso wurden die Steinkohlenlager am Ufer des Seja in Abbau genommen. Die gefördertete Kohle wird zum Teil zur Heizung der Lokomotiven verwandt werden, die allerdings hauptsächlich für Holzfeuerung eingerichtet sind. Ausgiebige

Goldlagerstätten, wie man sie zu finden erwartete, sind in dem gesamten Gebiet der Amurbahn nicht aufgefunden worden.

× **Panamakanal** ×
Im Culebraeinschnitt, in der Nähe von Goldhill, fand am 18. September abermals ein großer Erdstutsch statt (siehe auch diese Rundschau, 1914, 2. Band, pag. 1275), der den Verkehr im Panamakanal unmöglich machte. Die Wiedereröffnung des Kanals dürfte erst 1916 erfolgen. Es ist bekannt, daß die Bauleitung sich gegen einen Niveaukanal sträubte, ja, daß sie eigentlich noch eine weitere Schleusenstufe einlegen wollte, damit die Culebragegend nicht zu tief durchfurcht zu werden brauchte; sie scheint mit dieser Ansicht also doch recht zu behalten. Nach neueren Meldungen soll die Sperrung des Kanals dadurch entstanden sein, daß durch Bodenerhebungen, wohl vulkanischen Ursprungs, sich kleine Inseln im Kanalbett bildeten. Durch die Störungen sind die Schiffe gezwungen wieder um Kap Horn herumzufahren. Die amerikanische Industrie erfährt durch die Sperrung eine besondere Schädigung; ihr Streben die südwestamerikanischen, australischen und ostasiatischen Märkte während der Ausschaltung der Konkurrenz der kriegführenden Staaten zu erobern, ist dadurch nicht mehr in gleichem Maß durchführbar.

× **Kurze Chronik** ×
Die türkische Kammer hat eine Reihe von Ausnahmekrediten für neue Bahnbauten genehmigt, und zwar für die Linien Angora - Erserum, Erserum-Schwarzmeerküste, Muratli - Rodosto (Marmarameer), für eine Zweiglinie von einem Punkt der Linie Angora-Erserum nach der Schwarzmeerküste sowie für andere Zweiglinien. An den Endpunkten dieser Bahnen sollen eventuell Hafenanlagen errichtet werden. Auch von Samsun am Schwarzen Meer nach Siwas und von Usunköprü im türkischen Thrazien nach Keschan, sowie von dort nach einem Punkt der Marmaraküste wird eine Bahnlinie gebaut. Die Linie Angora-Erserum wird noch während des Krieges gebaut; sie ist zum Teil schon fertig. Die früher in Aussicht genommene Konzession für ein ähnliches großes Bahnnetz an eine französische Gruppe wird durch diese Beschlüsse gegenstandslos. × Die Bagdadbahnstrecke von Isakie nach Radju wurde am 20. Oktober dem Verkehr übergeben.

Die beiden Orte liegen östlich des Amanusgebirges und nördlich von Aleppo. Durch die Eröffnung dieser neuen Teilstrecke wird das syrische Eisenbahnnetz um 47 Kilometer näher an den vor einiger Zeit durchschlagenen großen Tunnel der Bahn bei Baghtsche herangeführt. × Unter dem Krieg hat auch die Binnenschiffahrt schwer zu leiden, besonders da, wie der Verwaltungsbericht der Westdeutschen Binnenschiffahrtsberufsgenossenschaft für 1914 feststellt, in dem großen Verkehrsplan des Aufmarsches der deutschen Heere die deutschen Wasserstraßen nicht mit einbezogen waren. Inzwischen hat sich darin manches gebessert. × Die merkwürdige Tatsache, daß die Verwendung des Motorschlittens auf Polarreisen bisher stets mißlungen ist, hat noch keine Aufklärung gefunden. Sowohl Shackleton wie Scott haben mit den Motorschlitten die schlechtesten Erfahrungen gemacht. Da wegen der Frostgefahr Wasserkühlung bei den Motoren ausgeschlossen ist, mußte man Luftkühlung anwenden. Diese genügt anscheinend jedoch nicht; vielleicht, weil die Fahrgeschwindigkeit und damit die Luftumspülung der Zylinder zu gering ist, wenn nicht durch Ventilatoren nachgeholfen wird. Sonderbarerweise wurde das aber bei den Probefahrten nicht bemerkt. Man muß deshalb annehmen, daß vielleicht die Trockenheit der polaren Luft die Schuld trägt. × Eisenbetonschwellen für Straßenbahnschienen werden in größerem Umfang von den städtischen Straßenbahnen in Berlin benutzt. Von Ende 1912 bis Mitte 1913 sind rund 25 000 Langschwellen verlegt worden, die bei 130 Millimeter durchgehender Dicke 850 Millimeter lang und 400 Millimeter breit sind. Weitere 8000 kommen in diesem Jahr dazu. Jede Schwelle ist mit Trag- und Vertreibstäben, mit Bügelverbindungen und Ankereisen bewehrt und durch diese Einlagen in die umliegende Stampfbetonmasse eingebettet. Die Schienen werden durch 2 eingebettete, 20 Millimeter dicke Rundeisenbügel befestigt. Dadurch soll sich das Auswechseln der Schienen sehr vereinfachen.

× **Literatur** ×
Die postalischen Verhältnisse im Krieg veranlassen W. Speiser in einer kleinen Schrift Von der Feldpost zur

Postreform /Leipzig, Poeschel/ radikale Änderungen in unserm Postwesen vorzuschlagen. Der Verfasser geht von der Tatsache aus, daß die Feldpost im wesentlichen portofrei arbeitet, und er möchte dies auch auf die Post in Friedenszeiten übertragen wissen. Sein Vorschlag beruht auf folgenden Erwägungen: Jeder weiß, daß die Briefmarke namentlich im Massenverkehr ein unhaltbares Hilfsmittel geworden ist. Ihre Verwendung führt zu den größten Schwierigkeiten. Markenklebeautomat, Barfrankierung lassen sich nicht durchführen und würden auch kaum über alle Schwierigkeiten hinweghelfen. Im Zeitungsverkehr hat man daher längst den rettenden Schritt getan und läßt die Zeitungen ohne Umschlag und ohne Einzelfrankierung. Wie dort so soll nun auch bei Briefen und Drucksachen ein Pauschale die Einzelfrankierung ersetzen. Da der größte Teil des Briefverkehrs geschäftlicher Art ist und die Privatbriefe und -karten nur etwa 11 bis 12 % aller Postsendungen betragen, dürfte der Vorschlag nicht unausführbar sein. Speiser will den Privatbriefverkehr ganz frei lassen und eine Bezahlung nur für die Geschäftsbriefe erheben. Er verspricht sich davon weit aus mehr Vorteile als Nachteile. Vor allem eine bedeutende Steigerung des Briefverkehrs und die Möglichkeit ungeheurer Massen von Sendungen ohne Umständlichkeit und Mühe zu befördern. Auf der andern Seite stände die Gefahr des Mißbrauchs, die sich indessen vermindern würde, je länger die Einrichtung besteht. Auch könnten bestimmte Grenzen für die Portofreiheit existieren. Dagegen wäre die Personalerparnis sehr groß. Bei geübtem Personal sind zum Frankieren von 10 Millionen Sendungen mindestens 5 Leute bei andauernder Beschäftigung erforderlich, für einen Jahresbedarf von 40 Milliarden Sendungen also 20 000 Personen. Dazu kommt noch die Arbeit des Abstempelns. Aber auch die Kosten der Marken würden erspart. Die Kostendeckung soll in großzügiger Weise nach einem durch Fachleute festzustellenden Modus erfolgen; auch die Einzelheiten wären durch Fachmänner auszuarbeiten. Der Verfasser hält den jetzigen Zeitpunkt zur Einführung einer derartigen Reform für geeignet, weil in der Feldpost die Ansätze zur Verwirklichung vorliegen.